

## REZENSIONEN

JGO 67, 2019/1, 148–149

Božidar Jezernik

### **Das wilde Europa. Der Balkan in den Augen westlicher Reisender**

Aus dem Slowenischen ins Deutsche übersetzt von Karin Almasy. Wien, Köln,

Weimar: Böhlau, 2016. 328 S., 42 Abb. = Zur Kunde Südosteuropas, II/42.

ISBN: 978-3-205-79674-9.

Das Bild vom „barbarischen“ Balkan wird in der Reiseliteratur westeuropäischer Reisender vor allem seit Mitte des 19. Jahrhunderts tradiert wie gepflegt, auch wenn ursprünglich nicht der Süden oder Südosten Europas als Ursprung der „Barbaren“ galt, sondern diese ungehobelten und hartherzigen Völker eher im Norden Europas beheimatet waren. Die Kontroverse um die Termini, die Südosteuropa alias den „Balkan“ angemessen zu beschreiben versuchen, zeigt die tiefe Verwurzelung der Vorurteile; oder der berechtigten Urteile? Berühmt ist das Streitgespräch zwischen Holm Sundhaussen und Maria Todorova, beide ausgewiesene Experten für die Geschichte Südosteuropas, der eine darauf beharrend, es gebe bestimmte Merkmale, die den Balkan als eine eigene, besondere Region ausmachten, die andere argumentierend, es handle sich bei diesen Attributen um eine Erfindung, westlicher Phantasie wie Feder entstammend (Holm Sundhaussen: *Europa balcanica. Der Balkan als historischer Raum Europas*, in: GG 25 [1999], S. 626–653; Maria Todorova: *Der Balkan als Analysekategorie. Grenzen, Raum, Zeit*, in: GG 28 [2002], S. 470–492; Maria Todorova: *Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil*. Darmstadt 1999.).

Božidar Jezernik, ordentlicher Professor für Kulturanthropologie und Ethnologie des Balkans an der Universität Ljubljana, geht in seinem faszinierenden Buch der Frage nach, wie westeuropäische Reisende Südosteuropa wahrgenommen bzw. wie sie diese Region geschildert haben. Er untersuchte über tausend Originalberichte – die er ausgiebig zitiert, was das Buch zu einem besonderen Leseerlebnis macht – in einem Zeitraum von 500 Jahren.

Mit seiner Entfaltung des westlichen Blicks auf den Südosten Europas folgt er jener Sichtweise, die die Reisebeschreibungen als Konstruktion der Reisenden begreift, die mehr über den Reisenden selbst aussage als wirklich über die Region, die sie beschrieben. Noch bevor die Reisenden ihre Ziele erreichten, wussten sie um all das, was sie dort erwarten sollte: Schmutz, Passivität, Unzuverlässigkeit, die Diskriminierung der Frau, Intrigen, Gewissenlosigkeit, Opportunismus, Faulheit, Aberglaube, Langsamkeit sowie eine schlecht arbeitende und überbordende Bürokratie (S. 12). Einmal angekommen, suchten sie nach eben diesen Aspekten, um ihre „Idee des lokalisierten Chaos“ (S. 13) zu entwickeln. Noch bevor sie Zemun (Semlin) verließen, um das „türkische“ Belgrad zu betreten, schilderten sie es in den dunkelsten Farben und verabschiedeten sich von der „zivilisierten Welt“, als würden sie „aus dem Leben scheiden“ (S. 15).

Nicht nur, dass der eigene Blick auf die Fremde – durch Vorurteile getrübt, von Wünschen exaltiert oder auf überraschende Besonderheiten konzentriert – Gegebenheiten, die das Bild Südosteuropas erweitern und das historische Puzzle vervollständigen könnten, maßgeblich moderiert; viele der Beobachtungen waren gar keine, sondern entstammten den Narrativen anderer. Wie historisch unzuverlässig diese Berichte sein mussten, wird spätestens bei den detaillierten wie farbigen Be-

This material is under copyright. Any use outside of the narrow bounds of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

schreibungen des Harems des Sultans deutlich, das die Autoren wohl kaum zu Gesicht bekommen haben werden (S. 17).

Diese Tatsachen schmälern aber gerade in einem postmodernen Geschichtsverständnis den Wert der Reiseberichte als historische Quelle keineswegs: einerseits, falls unser Interesse den Reisenden und ihrer Perspektive gilt, andererseits, weil auch die tatsächlich gemachten persönlichen Erfahrungen der Reisenden die damaligen Wirklichkeiten nur bedingt wiedergeben. Der Einblick ins Leben der Bevölkerung war nicht nur faktisch begrenzt; selbst wo Reisenden Zugang gewährt wurde, hinderten sie meist Sprachbarrieren daran, das Gesehene um semantische Deutungen zu erweitern. Mögen die westeuropäischen Autoren auch viele Unwahrheiten tradiert haben – durch Auslassungen, Erfindungen wie Übertreibungen –, mögen sie die wahren Gegebenheiten vor Ort kaschiert und vieles missverstanden haben: Historisch zuverlässig beantworten Reiseberichte die Frage, welches Bild von den bereisten Gebieten die Reisenden zeichnen wollten, allemal. In diesem Zusammenhang wesentlich ist der Umstand, dass sich die Reiseliteratur vor allem im 19. Jahrhundert großer Beliebtheit erfreute und die Autoren diesen Umstand und ihr heimisches Publikum sehr wohl im Blick hatten.

Jezernik trägt den besonderen Vorlieben des lesenden Europas des 19. Jahrhunderts im Titel mit der Anspielung auf den „edlen Wilden“ Rechnung (siehe u. a. Ter Ellingson: *The Myth of the Noble Savage*. Berkeley, CA [u. a.] 2001.), wenngleich gerade diesen und die sich um ihn rankenden Mythen und Legenden die westeuropäischen Reisenden im Südosten des Kontinentes nicht entdeckt zu haben scheinen, ihn jedenfalls in ihre Berichte nicht einflochten. Die „Wildheit“ scheint sich hier auf ihre „barbarischen“ Elemente beschränkt zu haben.

Jezernik zeigt mit seinem spannenden und gut lesbaren Buch anschaulich, weshalb die Reiseliteratur so populär war und ist. In der Tat fällt es schwer, Kapitel mit Überschriften wie „der ‚haarige‘ Fisch“, (S. 44) „Die Augen der Prinzessin Simonida“ (S. 77) oder „Höllenkreise, die selbst Dante nicht kannte“ (S. 81), lediglich zu überfliegen oder gar zu ignorieren.

Geschichten über Menschen mit Schwänzen mögen erfunden sein oder dem spezifischen Blick auf ungewohnte Formen von Kleidung entspringen; auf jeden Fall zeigen sie die Bereitschaft Reisender, in der Ferne derlei Absurditäten zu entdecken. Sie konstruierten fremde sozial-kulturelle Welten in einer Weise, die das Interesse der Menschen ihrer Herkunftsländer wecken sollte. Einzelne Erfahrungen, Beobachtungen und Erfindungen werden generalisiert, um so eine gewisse Permanenz wie Gültigkeit zu suggerieren und Unbekanntes oder Ungewohntes zu deuten.

Jezerniks akribische Forschung, die wohlüberlegten, geistreichen Kommentare und die sorgfältige Komposition des Buches tragen zu einem besseren Verständnis bei, wie der Südosten Europas von westeuropäischen Reisenden rezipiert und erklärt wurde. Nicht zuletzt der ausführliche Literatur- und Anmerkungsapparat macht die Lektüre für Laien wie Experten lohnend. Zur Konstruktion vergangener Wirklichkeiten sind die anekdotenhaften Berichte allerdings nur in der Verschränkung mit anderen zeitgenössischen Quellen dienlich. Die lückenhafte Geschichte von Europas Südosten ist nicht zuletzt der komplexen Quellenlage geschuldet. Selbst wenn Quellen erhalten geblieben sind, müssen sich Interessierte in vielen Sprachen und Schriften auskennen, um ihnen ihre Geheimnisse entlocken zu können. So mögen die Berichte der Westeuropäer zwar nicht wirklich die Geschichte des „wilden“ Europas erhellen, ein farbiger Beitrag zu seiner Rätselhaftigkeit sind sie gewiss.

DESANKA SCHWARA

Basel

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

JGO 67, 2019/1, 150–151

Ruth Leiserowitz

### **Heldenhafte Zeiten. Die polnischen Erinnerungen an die Revolutions- und Napoleonischen Kriege 1815–1945**

Paderborn: Schöningh, 2017. 237 S., 19 Abb. = Die Revolutions- und Napoleonischen Kriege in der europäischen Erinnerung. ISBN: 978-3-506-78605-0.

Die vielen verflochtenen, separierten und konkurrierenden Erinnerungsspuren des Zweiten Weltkriegs werden von der europäischen Zeitgeschichtsschreibung intensiv erforscht und haben bis heute auch politische Bedeutung behalten. Im Unterschied dazu scheinen die Erinnerungsspuren der zweihundert Jahre zurückliegenden revolutionären und Napoleonischen Kriege kaum mehr aktuelle politische Relevanz zu haben: Die Reenactments jener Schlachten sind zum öffentlichen Spektakel und das materielle Erbe zum bloßen Gegenstand architekturhistorischer Erörterung geworden. Doch reizt nicht nur dieser starke Kontrast zur Reflexion und Analyse. Hinzu kommen nationale Unterschiede, die europäische Dimension der Kriege um 1800 und die Aktualisierungen und Prägungen der historischen Erinnerung in nachfolgenden Kriegen.

Ruth Leiserowitz, stellvertretende Direktorin des DHI Warschau, untersucht in der vorliegenden Monografie anhand polnischsprachiger historischer Romane der Jahre 1815 bis 1945 die polnische historische Erinnerung an die revolutionären und Napoleonischen Kriege bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie geht von der überzeugenden These aus, dass historische Romane im 19. Jahrhundert ein wesentlicher Bestandteil sich bildender nationaler Buchmärkte, nationaler Identifikationsmuster und Narrative wurden und kann mit ihrer Studie an thematisch ähnlich ausgerichtete Untersuchungen etwa zu Großbritannien anschließen. Dabei stehen nicht Napoleon und seine Polenpolitik im Zentrum, sondern ‚polnische Helden‘ (und Heldinnen) des Zeitraums 1794/95 bis 1815. Polen waren in diesen Jahren fast durchgängig in der ein oder anderen Weise in Kriegshandlungen verwickelt, und viele Kriegsteilnehmer verfassten darüber Memoiren, vor allem nach dem niedergeschlagenen Aufstand von 1830/31.

Analytisch interessiert sich Leiserowitz vor allem für die Erfahrungsaneignungen und -verarbeitungen und hat dafür ein Quellenkorpus von 133 belletristischen Werken erstellt, den sie ihrer Untersuchung zugrunde legt. Dabei sind allein die Hälfte der neunzig erfassten und ausgewerteten historischen Romane, meist Jugendromane, zwischen 1905 und 1914 erschienen (S. 27).

Ein vorangestelltes knappes Kapitel über die Entwicklung des polnischen Buchmarktes von 1795 bis 1945 hat etwas kursorischen Charakter. Es handelt die Buchproduktion ebenso ab wie Zeitschriften und Zeitungen, die Zensur, die Entwicklung der Lesefähigkeit, Verleger und Buchhändler, fußt auf veröffentlichter Literatur und lässt sich selbstverständlich nicht mit einer archivbasierten Untersuchung vergleichen. Trotzdem werden im Ansatz regionale Dynamiken und die Binnendifferenzierung des Publikationsmarktes erkennbar.

Im Anschluss daran zeigt die Autorin plastisch mit Hilfe einer Reihe von Diagrammen die thematischen Schwerpunkte und zeitlichen Dynamiken von 132 veröffentlichten polnischen Selbstzeugnissen, die meist von Offizieren der Erlebnisgeneration verfasst wurden und eine wichtige thematische Grundlage für die historischen Romane bildeten. Davon ausgehend (sie berücksichtigt am Rande auch Lieder, Gedichte und bildliche Darstellungen) bestimmt sie zentrale Themen

und Erinnerungsfiguren, die sie in den weiteren Kapiteln detaillierter analysiert: Dazu gehören vor allem Tadeusz Kościuszko und der Aufstand von 1794, die Grande Armée (mit ihrer großen Zahl polnischer Soldaten) in Russland 1812, die polnischen Legionäre und besonders der Typus des wandernden Soldaten sowie nicht zuletzt Fürst Józef Poniatowski und sein Tod 1813. In den folgenden meist knapp zwanzig Seiten starken Kapiteln werden in der Regel je ein Autor und Roman (z. B. Adam Mickiewicz und Pan Tadeusz, Stefan Żeromski und Popioły, Waclaw Gąsiorowski und Maria Walewska) vorgestellt und analysiert. Die Kapitel bieten grundlegende Informationen an, diskutieren aber auch ausgewählte Details und Forschungspositionen. Die polnische Emigration in Paris und London wird entsprechend in die Darstellung einbezogen, am Beispiel von Poniatowski wird auch die europäische Dimension stärker berücksichtigt. Allerdings bleibt in den Einzelkapiteln der Bezug zu den zuvor untersuchten Selbstzeugnissen bisweilen offen oder unklar, zum Teil liegen wohl auch einfach keine näheren Informationen vor oder wären nur archivalisch zu erhalten (S. 119). Insgesamt wird auch nur ein kleiner Teil der Selbstzeugnisse und historischen Romane explizit angesprochen, vorgestellt oder analysiert.

Leiserowitz verwendet zwar die Begriffe kommunikatives und kulturelles Gedächtnis ohne nähere Erörterung oder Akzentuierung (das gilt auch für den Heldenbegriff), bietet aber zum Beispiel mit Hilfe unterschiedlicher Rhetoriken der Erinnerung, Verweisen auf nicht in die Erinnerungsliteratur eingegangene historische Erfahrungen oder transmediale Untersuchungen (Theaterstücke, Filme) eine differenzierende und weiterführende Analyse, die ihr fundiertes Wissen über den Gegenstand zeigt und vereinzelt auch über das Jahr 1945 hinausgeht. Leider erfährt man in dem Buch wenig über konkurrierende Erinnerungen oder marginale Erinnerungsspuren, die sich abseits der sich nationalisierenden historischen Erinnerung bildeten.

Zum Schluss ihres Kapitel über Tadeusz Kościuszko weist sie darauf hin, dass der zweihundertste Jahrestag der Schlacht von Raclawice 1994 gezeigt habe, „dass sich die politische Funktion von Kościuszko unter den gegenwärtigen Konstellationen erschöpft hat“ (S. 149). Das relativiert zwar etwas ihre Aussage vom Beginn des Buches, dass „die Zeit der Napoleonischen Kriege den Polen erstaunlich gut im Gedächtnis geblieben ist“ (S. 30, ähnlich S. 161 f.). Entscheidender als eine Bewertung der Lebendigkeit der polnischen historischen Erinnerung an die genannten Ereignisse ist jedoch, dass das Buch insgesamt überzeugend darstellt, wie das polnische historische Gedächtnis bestimmte Aspekte der polnischen Geschichte der revolutionären und Napoleonischen Kriege im 19. Jahrhundert und bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges verarbeitet hat. Das lässt sich mit diesem Buch gut verstehen und dabei ist auch der Anhang mit der Auflistung sämtlicher evaluierter Romane und Erinnerungen sowie eines Namensregisters hilfreich.

GUIDO HAUSMANN

Regensburg



JGO 67, 2019/1, 152–154

Marija V. Leskinen

**Velikoross/velikoros. Iz istorii konstruivovanija étničnosti. Vek XIX**

[Großrusse. Aus der der Geschichte der Konstruktion von Ethnizität. 19. Jahrhundert]

Moskva: Indrik, 2016. 677 S., 35 Abb. ISBN: 978-5-91674-396-8.

Bis heute sind elementare Probleme der russischen Nationsbildung noch ungelöst. Zu den offenen Fragen zählt nicht nur, wie und wann die Bildung einer „russischen Nation“ stattgefunden hat, sondern vor allem wer zu dieser vorgestellten Gemeinschaft gehören sollte und welcher Raum mental mit ihr verbunden wurde.

Marija V. Leskinen greift in ihrem Buch den Begriff des „Großrussen“ (*velikoross/velikoros*) heraus und zeichnet mit großer Präzision nach, wie und warum dieser Begriff konstruiert und was unter ihm verstanden wurde, und welchen Wandlungen seine Schattierungen im 19. Jahrhundert unterlagen. Damit leistet sie einen wichtigen Beitrag, um eine Schneise in das Dickicht der zwei analytisch zu trennenden, wenngleich praktisch miteinander verwobenen Problemfelder russischer Nationsbildung zu schlagen: Erstens gilt es das Verhältnis zwischen dem polyethnischen Russländischem Imperium und der „russischen Nation“ zu bestimmen (In welchem Verhältnis steht der „Großrusse“ zum russländischen Untertan?). Und zweitens müssen die Beziehungen innerhalb der drei aus der Kiever Rus' hervorgegangenen ostslavischen ethnischen Gruppen – den „Großrussen“, „Kleinrussen“ und „Weißrussen“ – sowie die wechselseitigen Auswirkungen ihrer Ethnisierung berücksichtigt werden. Erschwerend hinzu kommen die Veränderungen, die die Semantik der Begriffe im Wandel der Zeit durchlief. Nur die Eigenbezeichnung der Belarusen hat sich im 19. und 20. Jahrhundert kaum gewandelt. Hingegen wurde die Bezeichnung „Großrussen“ im 20. Jahrhundert durch „Russen“ ersetzt, jene für „Kleinrussen“ durch „Ukrainer“.

Mit ihrer systematischen und fein nuancierten Studie in einer zuweilen schwer lesbaren Sprache bezieht sich die Autorin Marija V. Leskinen, die am Institut für Slawenkunde der Moskauer Staatlichen Universität (MGU) die Abteilung des östlichen Slawentums leitet, auf die Begriffsgeschichte Reinhart Kosellecks. Sie setzt den Trend der letzten Jahre fort, diese in modernisierter Form für die Historiographie Russlands fruchtbar zu machen. Den entscheidenden Anstoß für ihr eigenes Buchprojekt erhielt Leskinen durch den Artikel zum Begriff des „Kleinrussen“ (*maloross*), den Anton L. Koteno, Ol'ga V. Martynjuk und Aleksej I. Miller in den zwei begriffsgeschichtlichen Sammelbänden *Ponjatija o Rossii (Begriffe über Russland)* von 2012 gemeinsam publiziert hatten. Leskinens Studie unterscheidet sich jedoch im Ansatz dadurch, dass ihre Begriffsgeschichte ausschließlich auf der Basis wissenschaftlich-ethnographischer und wissenschaftlich-populärer Quellen entworfen wird, politisch-publizistische Quellen hingegen unberücksichtigt bleiben. Unter Einbeziehung der Ethnolinguistik und der Geschichte der Ethnographie geht es Leskinen darum, die Methoden herauszuarbeiten, mit denen ein Teil der wissenschaftlich orientierten russländischen Gesellschaft versuchte, eine ethnische Gruppe als „Großrussen“ zu identifizieren.

Neben der Einleitung, dem Schluss und einem kurzen Anhang weist das knapp 700 Seiten starke Buch sieben Kapitel mit jeweils ausführlichen Endnoten auf – ein Literaturverzeichnis fehlt bedauerlicherweise. Zunächst geht es darum, wie im westlichen Europa und im Russland des 18. Jahrhunderts die slawischen Völker des Imperiums bezeichnet wurden, und welche Vorstellung dabei

mit dem Begriff „Große Rus’ / Großes Russland“ (*velikaja Rus’ / velikaja Rossija*) verknüpft war. Leskinen arbeitet bei den untersuchten Autoren zwei verschiedene Ansätze heraus: zum einen die Variante, die Große Rus’ mit dem Novgoroder Land zu identifizieren, zum anderen den Versuch, mit dem Begriff eine Mischung finnisch-slavischer Stämme zu bezeichnen, die die Ländereien der Rus’ besiedelten, bei denen jedoch den „Russländern“ in Abstammung und Sprache die klar dominierende Rolle zugeschrieben wurde.

Die vorgestellten räumlichen Grenzen vom „Großen Russland“ (*velikaja Rossija*) bzw. vom späteren „großrussischen Gebiet“ (*velikorusskij kraj*) bilden einen weiteren Schwerpunkt des Buches. Die Autorin zeigt, dass sich im Laufe des 19. Jahrhunderts der mit dem „Großem Russland“ assoziierte Raum wesentlich ausweitete. Dies hing nicht zuletzt mit dem neu eingeführten Kriterium der Ethnizität zusammen, das bei der Bestimmung der Region nun auch eine Rolle spielte. Darüber hinaus arbeitet Leskinen die symbolische Geographie (die Bezeichnungen von „Norden“ und „Süden“, von „Westen“ und „Osten“) und deren Einfluss auf die Transformation des Ethnonyms vom „Großrussländer“ (*velikorossijanin*) zum „Nordrussen“ (*severnij ross / severnoruss*) und zum „Großrussen“ (*velikoross/velikoros*) heraus. Bereits für diese Entwicklung spielte das Verhältnis von „Groß- und Kleinrussländern“ (*veliko- i malorossijane*) eine tragende Rolle.

Noch deutlicher wird die konstitutive Rolle der „Kleinrussen“ für die Herausbildung des „Großrussischen“ beim Blick auf die Frage der Sprache oder des Dialekts. Während Leskinen zunächst die Theorien und Prinzipien zur linguistischen Klassifizierung des Großrussischen darlegt, analysiert sie anschließend die Konstruktion des „Großrussentums“ anhand der Diskussion um die hoch umstrittene Frage, ob die ukrainische Sprache als „kleinrussländische Sprache“ oder als „kleinrussischer Dialekt“ zu betrachten sei. An dieser Stelle wird besonders deutlich, dass politische Geschichte von jener der Begriffe auch im wissenschaftlichen Umfeld nicht zu trennen ist: Vielmehr spielten bei jedem Versuch der Klassifikation bei den zeitgenössischen Autoren ideologische Subtexte eine große Rolle und zielten entweder darauf, die Bedeutung der Eigenständigkeit der vorgestellten kleinrussischen und großrussischen Ethnizität hervorzuheben oder darauf, die Ungleichheit und Unterordnung des „Kleinrussischen“ unter das allgemein „Russische“ zu betonen. Auch in ethnographischen Darstellungen, in denen es um Sitten und Charakterzüge „des nördlichen Russen“ / „Großrussen“ ging, arbeitet Leskinen heraus, wie stark die Abgrenzung zum „Kleinrussen“ die Konstruktion einer „großrussischen“ Ethnizität vorantrieb. Allerdings sei es den im wissenschaftlich-ethnographischen Umfeld arbeitenden Autoren im Gegensatz zum Idealtypus des „Weiß- und Kleinrussen“ nicht gelungen, ein einheitliches visuelles Modell vom „Großrussen“ zu etablieren.

Aufschlussreich wird vor dem Hintergrund ethnographischer Systematisierung und der aufkommenden Rassentheorien der Zeit der Begriff des „Großrussen“ (*Velikoross/velikoros*) sowie das Problem „großrussischen Bluts“ beleuchtet. Die von Leskinen untersuchten Autoren des 19. Jahrhunderts ließen keinen Zweifel daran, dass es bei den physischen Kennzeichen des „großrussischen Stammes“ und den Merkmalen seines Temperamentes und seiner Sitten im Laufe der Zeit Veränderungen gegeben habe. Einig sind sie sich zudem darin, dass die „Großrussen“ im Rahmen der Vermischung von slavischen und finno-ugrischen Stämmen entstanden seien und dies die Neigung zu weiterer Vermischung hervorgebracht habe. Diese Besonderheit der Ethnogenese des „russischen Stammes“ und der „russischen Nation“ habe zugleich die hervorstechende Fähigkeit hervorgebracht, andere Stämme zu kolonisieren und zu assimilieren oder mindestens zu akkulturieren.



An der Frage, wie und zu welchem Zweck die Russifizierung (*obrusenie*) der Fremdstämmigen (*inorodcy*) sich vollzog, schieden sich allerdings die Geister: Während die einen diesen Prozess als natürliche und „den Russen“ eigene Wirkkraft auf die Vertreter anderer Stämme betrachteten, sahen andere darin den gezielt wohlthätigen und zivilisierenden Einfluss der Vertreter einer hochstehenden Kultur auf solche, die geringer entwickelt waren. Dritte richteten bei der Russifizierung vor allem ihr Augenmerk auf das Ziel, zum Zwecke der staatlichen Integration alle Untertanen zu einer einheitlichen „russischen Nation“ verschmelzen zu wollen.

Mit der Fallstudie, wie im Laufe des 19. Jahrhunderts das Bild entstehen konnte, wonach es sich bei der Wolga um einen „typisch russischen Fluss“ handelte, führt Leskinen ihre komplexen Ergebnisse wie in einem Brennglas zusammen: Der Wolga-Raum wird als Ausdruck der Fähigkeit der (groß-)russischen Kolonisation, der friedlichen physischen wie kulturellen Vermischung mit anderen Völkern aufgefasst und damit als Beweis ihrer Assimilierungskraft gelesen. Genau in dieser Neigung zur Vermischung aber lag für die untersuchten Autoren aus dem wissenschaftlichen Umfeld das Problem, um das „Großrussentum“ ethnographisch dauerhaft zu konzeptionalisieren.

Leskinen hat eine hochdifferenzierte Studie zu einem überaus komplexen Thema vorgelegt, an deren Ergebnissen keiner vorbeikommt, der zur russischen Nationsbildung arbeitet.

RICARDA VULPIUS

Berlin/München

JGO 67, 2019/1, 154–156

Vladimir V. Kočetkov

### **Konstitutionalismus i sistema rossijskoj vlasti v konce XIX – načale XX veka**

[Konstitutionalismus und das russländische Herrschaftssystem Ende des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts]

Moskva: Jurlitinform, 2014. 646 S. ISBN: 978-5-4396-0725-9.

„Tatsächlich ist der Weg aus der Unfreiheit zur Freiheit dornig und lang.“ (S. 3) Vladimir V. Kočetkov nimmt den auch nach dem Zerfall der Sowjetunion prekären Zustand der Rechtsstaatlichkeit und der gefährdeten Bürgerrechte in der Russländischen Föderation zum Anlass, in einem voluminösen Werk von über 600 Seiten die Geschichte des Konstitutionalismus im Zarenreich aus ideengeschichtlicher und rechtsphilosophischer Sicht zu untersuchen. Der Philosoph und Jurist Kočetkov forscht aus der Perspektive einer im 20. Jahrhundert misslungenen Geschichte. Konkret möchte er erklären, warum das demokratische Russland im Oktober 1917 so leicht hinweggefegt und für 70 Jahre zu einem Spielfeld der sozialen Experimente mit zahlreichen Opfern werden konnte (S. 7). Diese Frage sei umso wichtiger, als Kočetkov aus der aktuellen Sicht eine überaus ernüchternde Bilanz aus den letzten gut zwei Jahrzehnten zieht. Denn obwohl sich mit dem Ende der Sowjetunion zunächst ein demokratischer Aufbruch abzeichnete, habe die Mehrheit der Bevölkerung heute den Eindruck, dass Freiheit zu Chaos und dem Zerfall des Staates führe (S. 7).

Kočetkov eröffnet hier eine lange, überaus relevante Perspektive auf die politische Kultur, auf das Verhältnis von Gesellschaft und Staat in der russischen Geschichte. Er nennt seine Herangehensweise die „Methode der historischen und logischen Einheit“ (S. 8), die den „Prozess der Rationalisierung der Freiheitsidee in Übereinstimmung mit den historischen Formen der russländischen Staatlichkeit Ende des 19., zu Beginn des 20. Jahrhunderts“ (S. 9) freilegt. Der Autor behauptet, dass die Spezifik des vorrevolutionären Konstitutionalismus aus den Besonderheiten des autokratischen Staatsaufbaus heraus zu verstehen sei. Der Staat war demzufolge das entscheidende Movers der Entwicklungen und dezidiert nicht die spezifischen Theorien oder gar die Praktiken der zeitgenössischen Konstitutionalisten.

Sein aufwendiges Projekt hat Kočetkov in zwei großen Schritten angelegt. Die Studie ist neben Einleitung und Zusammenfassung in zwei Abschnitte mit jeweils drei Kapiteln gegliedert. Die beiden Teile bauen chronologisch aufeinander auf, sind aber auch systematisch unterteilt. Im ersten Abschnitt eröffnet Kočetkov begriffs-, ideen- und rechtsgeschichtliche Perspektiven auf den Konstitutionalismus. Das Kapitel 1 zeigt die Etymologie des Begriffs auf und berücksichtigt auch westliche Begriffsverwendungen. Weiter zeichnet der Autor die Entstehung des Konzepts mit seinen verschiedenen inhaltlichen Schattierungen bis in die Gegenwart nach. Er wählt eine internationale Perspektive, um zu beschreiben, wie die Konzepte im Wesentlichen zwischen der Akzentuierung von Rechtsstaatlichkeit zum Schutz der konstitutionellen Ordnung und dem Anspruch an demokratischer Partizipation changierten. Dabei habe sich gezeigt, dass eine unhintergehbare Voraussetzung für einen stabilen konstitutionellen Staat die moralische Bereitschaft der Gesellschaft und insbesondere der Eliten sei, die nach Gerechtigkeit im Zweifel auch auf ihre eigenen Kosten streben müssten (S. 39–40). Ferner arbeitet der Verfasser die sowjetische, post-sowjetische und zum Teil auch westliche Historiographie zum vorrevolutionären Konstitutionalismus auf, um sich dann den zeitgenössischen Diskussionen von der Ära der Großen Reformen und bis zum frühen 20. Jahrhundert zuzuwenden. Dazu wertet er die rechtsphilosophischen Schriften der einflussreichen Rechtswissenschaftler und Juristen aus, die sich mit der staatlichen Verfassung des Zarenreiches befasst und die nach der Jahrhundertwende maßgeblich auch die liberale Bewegung geprägt haben.

Kapitel 2 und 3 beleuchten eingehend, wie liberale Rechtswissenschaftler, wie S.A. Korf, V.M. Gessen, S.A. Kotljarevskij oder F.F. Kokoškin, die verschiedenen Facetten des Konstitutionalismus im Kontext der Staatsgrundgesetze nach 1906 diskutiert haben. Die Frage, wie sich dieser neue gesetzliche Rahmen mit der Einführung der Staatsduma auf die Verfasstheit des Zarenreiches ausgewirkt hat, war zeitgenössisch umstritten und ist nach wie vor relevant. Im Zentrum der zeitgenössischen Debatten standen die Partizipation des Volkes an der Gesetzgebung auf nationaler Ebene, die Rolle der Parteien, der Schutz der Grundrechte durch die Staatsgrundgesetze, der föderale versus zentralistische Staatsaufbau und der Stellenwert der lokalen Selbstverwaltung. Dabei betrachteten die liberalen Juristen den konstitutionellen Staat im Einklang mit westlichen Theorien als idealtypischen Weg, die absolute Macht des Zaren zu begrenzen und zu kontrollieren sowie die administrative Willkür und den Polizeistaat an gesetzliche Vorgaben zu binden. Stellenweise kontextualisiert Kočetkov diese Betrachtungen zumindest mit Blick auf die tatsächlichen gesetzlichen Bestimmungen z. B. zur Staatsduma und zur lokalen Selbstverwaltung.

Die Kapitel 4 und 5 des zweiten Teils des Buches rücken stärker die staatliche Agenda, die Diskussionen und Ergebnisse der staatsrechtlichen Projekte wie das Oktobermanifest, die Bulygin'sche Staatsduma oder die Staatsgrundgesetze in den Mittelpunkt. In diesem Zusammenhang referiert



der Verfasser die Vorschläge aus den liberalen gesellschaftlichen Kreisen, wie das Verfassungsprojekt des Befreiungsbundes (*Sojuz Osvoboždenija*). Detailliert betrachtet er ferner die Umsetzung der Staatsgrundgesetze von 1906 und wie die liberalen Juristen die neuen rechtlichen Bedingungen diskutierten. Die Erörterungen Kočetkovs über die rechtlichen Grundlagen der Staatsduma, die Diskussionen ihrer liberalen Abgeordneten und schließlich zur Provisorischen Regierung nach der Februarrevolution und ihr Zögern, eine Verfassungsgebende Versammlung einzuberufen, sind zwar ausführlich, bleiben aber konventionell und bieten keine neuen Einblicke in das Agieren der Liberalen 1917.

Kapitel 6 umfasst unter anderem einen über hundertseitigen Vergleich des russländischen Konstitutionalismus und Staatsrechts mit westeuropäischen, vor allem französischen und deutschen Diskussionen vom 18. Jahrhundert über die Deutsche Revolution von 1918 bis zur Machtübernahmen der Nationalsozialisten 1933. Anhand von I. A. Il'in und S. I. Gessen referiert Kočetkov dann ideen- und rechtsphilosophische Debatten über den verfehlten russländischen Konstitutionalismus nach dem Oktoberumsturz. Der konservative Il'in, ein erbitterter Feind der Bolševiki, dient heute als Ideengeber für religiös-nationalistisch imprägnierte sozio-politische Konzepte. 1938 verfasste er, nun in der Schweiz lebend, ein rechtsphilosophisches Konzept für ein künftiges, postkommunistisches Russland. Il'in formulierte dabei einen Ansatz, der seine Ideen im Putin'schen Russland attraktiv erscheinen lassen. Demzufolge gebe es keine „einheitliche Staatsform“, die für „alle Zeiten und alle Völker die beste“ sei. Die Demokratie habe keinen „Eigenwert“ und garantiere durch sich selbst weder die „Ganzheit des Staates“, die Beständigkeit der Rechtsordnung, die soziale Gerechtigkeit noch die „nationale geistige Blüte“. Insofern würde Russland keinesfalls durch neue Formen des Westlertums gerettet (S. 523). Il'in knüpfte konzeptionell an ein „autokratisches Rechtsbewusstsein“ an. Er verneinte sogar das Prinzip der Volkssouveränität, die er durch ein allmächtiges Staatsoberhaupt ersetzte. Für ihn spielte ferner der geistige Einfluss der Orthodoxie auf das Rechtsbewusstsein und das Staatsrecht eine zentrale Rolle (S. 543). Warum Kočetkov in diesem Kapitel erst anschließend Max Webers berühmtes Diktum vom „Scheinkonstitutionalismus“ diskutiert, ist schwer nachvollziehbar. Der Verfasser schließt sich jedenfalls weitgehend dieser Wertung im Sinne einer Schuldzuschreibung an, dass die mangelhafte Begrenzung der autokratischen Macht letztlich den Bolševiki den Staatsstreich erleichtert habe. Kočetkov schließt das Kapitel mit einem Bogen in die Gegenwart, indem er die Entwicklung der postsowjetischen Verfassung und die sie begleitenden rechtswissenschaftlichen Diskussionen analysiert. Seine Schlussfolgerung ist eine überaus politische, nämlich dass der moderne Konstitutionalismus wie sein historischer Vorgänger vor dem Ersten Weltkrieg nur eine Imitation sei (S. 602).

Das mag sein, aber folgt dieser Umstand unmittelbar aus einer spezifischen russländischen Rechtstradition und Ideengeschichte? Zumal aus einer Ideengeschichte, die ohne die Untersuchung von sozio-politischen Machtrelationen auskommt und das Verhältnis von Ideen und Praktiken oder – im Max Weber'schen Sinne – den Einfluss sozio-politischer Interessen außer Acht lässt? Die teleologische Argumentation, die Diskontinuitäten und Kontingenzen ausblendet, trägt eben deshalb gerade mit Blick auf das Jahr 1917 kaum dazu bei, den völligen Bankrott der jungen Demokratie im Oktober zu verstehen.

KIRSTEN BÖNKER  
Bielefeld

JGO 67, 2019/1, 157–159

Jan Hennings

**Russia and Courtly Europe. Ritual and the Culture of Diplomacy, 1648–1725**

Cambridge: Cambridge University Press, 2016. XII, 297 S., 14 Abb. = New Studies in European History. ISBN: 978-1-107-05059-4.

Der Ansatz der „neuen Diplomatiegeschichte“ (*new diplomatic history*), dessen Schwerpunkt die Erforschung von diplomatischen Ritualen und der sie konstituierenden Symbolsprache bildet, ist schon seit gut dreißig Jahren ein häufiger Gast in Studien zur (west-)europäischen Geschichte der Frühen Neuzeit. Im Bereich der osteuropäischen Forschung wurde er jedoch bisher in viel geringerem Ausmaß angewandt. Nach wie vor wird die Moskauer Diplomatie der vorpetrinischen Epoche im Vergleich zu westeuropäischen Entwicklungen häufig als abweichend, asiatisch oder gar „rückständig“ beschrieben, und zwar nicht zuletzt wegen ihrer Vorliebe für zeremonielle Details und Protokollstreitigkeiten. Die Monographie von Jan Hennings hat zum Ziel, diese verbreitete Ansicht zu hinterfragen, indem sie sich statt auf die Unterschiede vielmehr auf gemeinsame russisch-europäische Tendenzen und Ähnlichkeiten der diplomatischen zeremoniellen Praxis der Zeitspanne von 1648 bis 1725 konzentriert.

Im einleitenden Kapitel beleuchtet der Autor die Bedeutung der Kategorie des Prestiges in der frühneuzeitlichen Gesellschaft im Allgemeinen und in den diplomatischen Beziehungen konkret. Prestigevorstellungen konstituierten und formten maßgeblich soziale und politische Hierarchien und Ordnungen, so Jan Hennings. Jedoch waren diese Ordnungen keine festen Gebilde, sondern mussten von allen Teilnehmenden ständig erneut verhandelt werden. In der Diplomatie führte dies zu einer gesteigerten Bedeutung des *public ritual*, das durch seinen Öffentlichkeitscharakter die Kraft besaß, einen zeremoniellen Präzedenzfall für die Änderung der Prestigeordnung schaffen zu können.

Auf dieser theoretischen Grundlage aufbauend, bespricht Jan Hennings im Kapitel 1 die ambivalente Stellung Russlands in der diplomatischen Prestigeordnung Europas. Gehörte das Moskauer Reich aus der Sicht der frühneuzeitlichen Zeremonialwissenschaft zur europäischen *société des princes*? Dem Autor gelingt es zu zeigen, dass es zu dieser Frage unterschiedliche Stellungnahmen gab. Zusammen mit der in der Geschichtsschreibung gut bekannten Sichtweise auf Russland als auf ein „barbarisches“ Land (wie etwa im berühmten Werk von Sigmund von Herberstein), existierten seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts durchaus Schriften, die dem russischen Zaren einen gleichberechtigten Platz unter anderen europäischen Potentaten einräumten – wie z. B. die Werke von Balthasar Sigismund von Stosch und Zacharias Zwanzig. In Kapitel 2 geht der Autor zur Charakteristik der diplomatischen Praxis des Moskauer Reichs in der vorpetrinischen Epoche über und unterstreicht, dass sie sowohl Ähnlichkeiten als auch Unterschiede zu europäischen Erfahrungen aufwies. Das Moskauer Gesandtschaftsamt war genauso wie die europäischen Behörden an der Dokumentation von zeremoniellen Präzedenzfällen interessiert, jedoch stützte es sich ausschließlich auf die Dokumentation von eigenen Diplomaten, die in Form der sogenannten *posol'skie knigi* (Gesandtschaftsbücher) aufbewahrt wurde, und nicht auf die gesamteuropäischen theoretischen Schriften. Insgesamt wird die russische diplomatische Tradition sehr detailliert im Vergleich zum europäischen System dargestellt.

Der Hauptteil der Arbeit, d. h. die eigentlichen Fallstudien von russisch-europäischen zeremoniellen Kontakten und Streitigkeiten, wird in den Kapiteln 3, 4 und 5 behandelt. Im Mittelpunkt der Betrachtung stehen die russisch-englischen diplomatischen Beziehungen Mitte des 17. Jahrhunderts (1645–1664), sowie die Besuche Peter des Großen in Wien (1698) und Paris (1717). „Reading between the gestures“ (so heißt auch einer der Abschnitte des Buches) bildet dabei die Hauptmethode des Autors. Es gelingt ihm zu zeigen, wie komplexe politische Konstellationen und heikle Themen anhand diplomatischer Rituale und Symbole vermittelt, diskutiert oder umgangen werden konnten, wie etwa im Fall der Etablierung der königlosen englischen Republik, die aus der Sicht der Moskauer Behörden ein sehr unklares politisches Gebilde darstellte. Auch Peters Inkognito-Besuch in Wien während seiner Großgesandtschaft 1698 wird als eine von beiden Parteien durchdachte Aktion gedeutet, die ihnen erlaubte, einen komplizierten diplomatischen Fall – die persönliche Anwesenheit des russischen Zaren am kaiserlichen Hof, der den Anspruch des Zaren, auf gleicher Augenhöhe mit dem deutschen Kaiser behandelt zu werden, in der Prestigeordnung formal nicht anerkannte – geschickt zu lösen. Gleichzeitig wird verdeutlicht, dass die erhöhte Vorsicht für das diplomatische Zeremoniell auf keinen Fall nur eine russische Anomalie in der Frühen Neuzeit darstellte: Auch die europäischen Diplomaten wie z. B. der Engländer Charles Howard, Earl of Carlisle, waren sich der Kraft der Symbolsprache bewusst und setzten sie gezielt ein, um das Prestige des eigenen Herrschers zu stärken.

Im abschließenden Kapitel 5 werden Veränderungen in der russischen diplomatischen Praxis während der Regierungszeit Peters des Großen besprochen. Hier stellt Jan Hennings das traditionelle Image von „anti-ceremonial Peter“ in Frage und zeigt, dass die Bedeutung des diplomatischen Rituals dem russischen Imperator durchaus bewusst war, vor allem um dadurch eigene Prestigeansprüche (auf den neuen Kaiserstatus) bestätigen zu lassen. Was die Reformen der alten Moskauer Diplomatiepraxis in der petrinischen Zeit angeht, so vertritt Jan Hennings die These, dass die Europäisierung („cultural revolution“) der Tradition zwar ohne Zweifel geschah, jedoch in Gestalt eines langen Prozesses der Anpassung und der Umdeutung von alten Formen und Normen. Eine große Neuigkeit der petrinischen Diplomatie stellte die Einführung von zahlreichen dauerhaften russischen Residenturen im Ausland dar. Zugleich wurden die Diplomaten z. B. verpflichtet, über ihre Erfahrungen sowohl in der neuen Form regulärer Relationen als auch in der alten Form voluminöser *statejnye spiski* (Gesandtschaftsberichte) zu berichten.

Insgesamt stellt die Monografie von Jan Hennings einen sehr willkommenen und gelungenen Versuch einer Vergleichsgeschichte der diplomatischen Praxis im vormodernen Westeuropa und Russland dar. Die umfangreichen und detaillierten Fußnoten und Literaturverweise, die sehr ausführlich die sowohl methodisch-theoretischen als auch faktologischen Ausführungen des Autors begleiten, machen zugleich das Buch zu einer Art Bibliografie für alle, die sich für Zeremoniell und Ritual in west-osteuropäischen diplomatischen Beziehungen der Frühen Neuzeit interessieren. Es muss nur angemerkt werden, dass –obwohl der Buchtitel die Betrachtung der ganzen Zeitspanne 1648–1725 postuliert – die petrinische Wandlungszeit nach 1698 deutlich im Vordergrund der Studie steht. Viele mit dem Thema der Monografie eigentlich direkt verbundenen Vorfälle bleiben damit außen vor, wie etwa die in der Frühen Neuzeit sehr häufigen russisch-schwedischen Streitigkeiten wegen der Titulatur des Herrschers, oder die gerade nach dem Anschluss der Ukraine 1654 wieder erhobenen russischen Ansprüche, das erhöhte Prestige des Zaren bei europäischen Herrschaftshöfen bestätigt zu bekommen. Aber natürlich kann die ganze Palette der Fälle in Rahmen einer Studie

nicht beleuchtet werden, sodass die Hoffnung besteht, dass weitere Forschungen zu den von Jan Hennings angesprochenen Aspekten durch seine Monografie angeregt werden.

GLEB KAZAKOV

Gießen

JGO 67, 2019/1, 159–161

Kenneth N. Owens, Alexander Yu. Petrov

**Empire Maker. Aleksandr Baranov and Russian Colonial Expansion into Alaska and Northern California**

Seattle, WA, London: University of Washington Press, 2015. XIII, 341 S., 8 Abb., 4 Ktn. ISBN: 978-0-295-99459-8.

Kenneth N. Owens, Professor Emeritus für Geschichte und Ethnische Studien der Universität von Sacramento, hat mit Unterstützung des Historikers Aleksandr Ju. Petrov von der Moskauer Akademie der Wissenschaften eine wissenschaftliche Biographie über Aleksandr Andreevič Baranov, den ersten Gouverneur der russischen Kolonie in Nordamerika, veröffentlicht. Zweifellos ist Baranov (1746–1819) eine der prägendsten Persönlichkeiten in der Geschichte Russisch-Amerikas gewesen. Da Owens selbst kein Russisch beherrscht, hat Petrov für ihn in russischen Archiven Baranovs Lebensweg recherchiert. Petrov hat bereits eine Monographie zur Russländisch-Amerikanischen Kompagnie (RAK) verfasst. Aus dieser Kooperation ist eine facettenreiche Biographie entstanden, die anschaulich darstellt, wie schwierig sich die Anfänge der einzigen russischen Überseekolonie gestalteten.

Baranov wurde 1746 im nordrussischen Kargopol' geboren, er wuchs in einer kinderreichen Kaufmannsfamilie auf, ohne eine höhere Ausbildung zu erhalten. Später übernahm er die Handelsgeschäfte seines Vaters. Nachdem er sich hoch verschuldet hatte, brach er 1781 mit seiner Frau Matreona und seinem jüngeren Bruder Petr nach Irkutsk auf. In Irkutsk engagierte er sich im Wodkahandel und versuchte, Handelsbeziehungen zu den Čukčen aufzubauen, was in einem blutigen Desaster endete. Nachdem China die kurzzeitige Schließung des Kjachta-Handels anordnete, verschuldete er sich erneut, so dass er schließlich 1790 das Angebot seines Freundes Grigorij Šelichov annahm, als Leiter der Siedlungen der Golikov-Šelichov-Kompagnie, aus der 1799 die RAK hervorging, nach Alaska zu gehen. Währenddessen kehrte Baranovs Frau nach Kargopol' zurück.

Baranovs Überfahrt zur ersten permanenten russischen Siedlung auf der Insel Kodiak stand unter keinem guten Stern: Das Schiff kenterte und Baranov musste mit der geretteten Besatzung auf Unalaska überwintern. Als er im Juli 1791 endlich auf Kodiak eintraf, meuterten die russischen Jäger, die sog. *promyslenniki*, gegen die Mitarbeiter der Kompagnie. Baranov gelang es rasch, diesen Konflikt zu entschärfen, aber die ruppige Ankunft war symptomatisch für das erste Jahrzehnt seiner Tätigkeit in der Kolonie. Denn die schwierige Versorgungslage, die den Aufstand verursacht hatte, entspannte sich in den nächsten Jahren nicht (S. 69). Immer wieder verlor die Gesellschaft Schiffe mit Proviant und überlebenswichtigen Gütern, und so blieb die Kolonie jahrelang unterversorgt.

Baranov gelang es nur dank seiner Geschäfte mit amerikanischen Schiffen, die Siedlungen ausreichend zu versorgen.

Außerdem kam es zu Konflikten zwischen der Handelsgesellschaft und den orthodoxen Geistlichen, die Baranov selbst angefordert hatte. Die Mönche betrieben eine sehr erfolgreiche Missionierung der indigenen Bevölkerung und setzten sich für eine bessere Behandlung der Aleuten (Unangan) ein. Nicht zuletzt die Ausbeutung der aleutischen Frauen hatte diesen Konflikt angeheizt (S. 130). Die zahlreichen illegitimen Verbindungen zwischen *promyšlenniki* und Unangan wurden von den Mönchen missbilligt. Besonders indigniert reagierten sie auf Baranovs Verbindung zu einer Indigenen, die er nach dem Tod seiner ersten Frau 1806 ehelichte.

Nicht nur die sexuelle Ausbeutung der indigenen Frauen spielte bei dem Konflikt eine große Rolle, auch ihre Arbeitskraft bei der Bearbeitung der Pelze bis hin zur Anfertigung von wasserdichter Kleidung (sog. *kamleiki*) wurde dringend für das Überleben der Kolonie gebraucht. Owens stellt klar heraus, wie abhängig die Kolonie von der Arbeit der Unangan insgesamt war. Die Unangan gingen in ihren Kajaks auf die Seeotterjagd, nicht ihre russischen Aufpasser (S. 74). Die begehrten Pelztiere waren auf den Aleuten so rasch ausgerottet, dass sich die Jagd bereits in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts auf das Festland verlagerte. Da die dort ansässigen indigenen Stämme, wie z. B. die Tlingit, hartnäckig jede Zusammenarbeit mit den *promyšlenniki* verweigerten, mussten die Unangan dort, oft weit entfernt von ihrer Heimat, auf die Jagd gehen. Das soziale Gefüge auf den Inseln wurde dadurch empfindlich gestört. In diesen Passagen gelingt es Owens, das Alltagsleben in den ersten Jahrzehnten der Kolonie prägnant darzustellen und die tiefgreifenden Eingriffe in Natur und Sozialgefüge der indigenen Bevölkerung klar zu benennen.

Besonders einprägsam sind Passagen, in denen er mündliche Überlieferungen der Tlingit über ihre Kämpfe mit den russischen Invasoren wiedergibt (S. 197). Die Tlingit wehrten sich entschlossen dagegen, auf ihrem Territorium eine russische Siedlung zu dulden. Damit blockierten sie den russischen Vormarsch gen Kalifornien, so dass Baranov schließlich dazu überging, ihr Territorium zu umfahren, weil man mittlerweile auf die Seeotterbestände in Kalifornien angewiesen war. Der Handlungsbedarf war so groß, dass Baranov sogar aleutische und russische Jäger auf amerikanischen Schiffen zur Jagd gen Kalifornien schickte (S. 212). Anschließend fuhren die Schiffe nach China und verkauften die Pelze dort in den Hafenstädten, was den russischen Schiffen untersagt war. Russische Waren durften ausschließlich über Kjachta nach China gelangen, eine äußerst ungünstige Bestimmung für die RAK.

Wenn Baranov auf der einen Seite mit Amerikanern kooperierte, so waren sie andererseits auch Konkurrenten, die den Tlingit Waffen für Pelze verkauften. Selbst als St. Petersburg deswegen intervenierte und die amerikanische Regierung daraufhin diese Geschäfte verbot, änderte sich vor Ort nichts. Der Tauschhandel war zu lukrativ für die amerikanischen Händler, um darauf zu verzichten (S. 183).

Nach den ersten katastrophalen Fehlschlägen wie z. B. dem kompletten Scheitern einer ersten russischen Siedlung auf dem Festland, gelang es Baranov, immer stärker gen Süden zu expandieren und die Kolonie zu stabilisieren. Das führte schließlich zu der Gründung von Fort Ross in Kalifornien, der Anlage von Novo-Archangel'sk, dem späteren Sitka, und der Aufnahme von Handelsbeziehungen mit Hawaii. Durch diese Expansion der RAK erwarb sich Baranov schließlich seinen Ruf als erfolgreicher Gouverneur. Baranov blieb bis 1818 in Russisch-Amerika und verstarb unerwartet auf der Rückreise in Batavia an einem Fieber.

Gerade in den schwierigen Anfangsjahren berief er sich immer wieder darauf, mit dem Aufbau der Kolonie dem russländischen Staat zu dienen. Er reagierte sehr enttäuscht, als Katharina II. der Handelsgesellschaft ein Monopol auf den Handel mit Russisch-Amerika verweigerte, erst ihr Sohn Paul I. gewährte dieses Recht. Eine praktische Unterstützung der Kolonie von Regierungsseite begann erst mit den Weltumsegelungen ab 1803, woraufhin Konflikte zwischen Baranov und den russischen Offizieren entstanden. Davor war Baranov weitgehend auf sich gestellt, obwohl nach Šelichovs frühem Tod 1795 dessen Frau Natal'ja sich als energische Nachfolgerin erwies. Die RAK wuchs beträchtlich in Baranovs Amtszeit und verschiffte in den 28 Jahren rund fünfzehn Millionen Pelze, was andererseits bedeutete, dass zahlreiche Tierarten in kürzester Zeit nahezu ausgerottet wurden.

Nach Kiril Chlebnikovs verklärender Biographie von 1835 ist Owens und Petrov eine wesentlich kritischere Beschreibung Baranovs gelungen. Sie lässt keinen Zweifel daran, wie wichtig er für die Anfänge der russischen Kolonie in Nordamerika, wie konfliktreich diese Zeit und wie ausgeprägt Baranovs Glaube an die Dringlichkeit seiner Aufgabe für das Russländische Reich war. Deshalb bezeichnet ihn Owens treffend als „Empire Maker“, denn in den ersten Jahren der Kolonie war der russländische Staat in Alaska wenig präsent.

Die Biographie ist mit mehreren Karten und Illustrationen versehen und wird abgerundet durch eine Bibliographie und ein Register.

KRISTINA KÜNTZEL-WITT

Lübeck

JGO 67, 2019/1, 161–163

Elena I. Campbell

**The Muslim Question and Russian Imperial Governance**

Bloomington, IN: Indiana University Press, 2015. XV, 298 S., 10 Abb., 2 Ktn., 1 Tab.

= Indiana-Michigan Series in Russian and East European Studies.

ISBN: 978-0-253-01446-7.

Die Forschungsliteratur zu Muslimen im russischen Zarenreich ist in den letzten Jahren enorm gewachsen. Elena Campbell hat nun eine Studie vorgelegt, die systematisch die „muslimische Frage“ von ihrer Entstehung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zum Zusammenbruch des Russländischen Reiches im Februar 1917 untersucht. Dieser Quellenbegriff aus zarischer Bürokratie und Publizistik bildet den konzeptionellen Rahmen für Campbells umfassende Analyse insbesondere staatlichen Denkens und Handelns im Hinblick auf die muslimischen Untertanen des Zaren. Campbell zufolge problematisierte die „muslimische Frage“ aber nicht nur den staatlichen Umgang mit dem Islam; vielmehr artikulierten sich in ihr Vorstellungen über den Charakter des russländischen Imperiums in einer sich transformierenden Welt. Die Entstehung der jüdischen, polnischen und muslimischen „Frage“ im 19. Jahrhundert verweist darauf, dass die Diversität des Reiches von seinen administrativen und intellektuellen Eliten zunehmend als Herausforderung begriffen wurde.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019



Für die Entstehung der „muslimischen Frage“ war der Krimkrieg von 1853 bis 1856 entscheidend, der aus diesem Grund den zeitlichen Auftakt für Campbells Studie bildet. Die religiöse Deutung des Konflikts mit dem Osmanischen Reich trug dazu bei, dass lokale Behörden den muslimischen Krimtataren Illoyalität vorwarfen und der Spionage für den Feind verdächtigten. Die Massenflucht der Tataren ins Osmanische Reich während und nach dem Krieg verstärkte aus der Perspektive russländischer Eliten die Frage, inwiefern dies ein Ergebnis der Entfremdung muslimischer Untertanen vom Zarenreich war. Dies hing wiederum mit den tiefgreifenden Reformprojekten unter Zar Alexander II. zusammen, die der Krimkrieg auslöste hatte und die in ganz unterschiedlichen Sphären die „existing models of imperial governance“ (S. 31) zur Disposition stellten und mit der Entstehung einer breiteren Presseöffentlichkeit außerdem neue und vielfältigere Formen des öffentlichen Austauschs schafften. In der Wolga-Ural Region fiel auch deswegen eine erneute Apostasie-Welle getaufter Tataren in die relativ liberale Reformzeit; eine offizielle Anerkennung der Apostaten als Muslime blieb jedoch aus. Stattdessen nährten ihre Gesuche die Ängste imperialer Behörden vor einem erstarkenden Islam in der multireligiösen Wolga-Ural Region und ermöglichten es auf diese Weise dem bekannten orthodoxen Missionar und Islamwissenschaftler Nikolaj Il'minskij, seine Vorstellung einer Zurückdrängung des Islam durch den Ausbau eines staatlichen Bildungssystem für die nicht-russischen Völker der Wolga-Ural Region in Regierungskreisen zu popularisieren. Die Transformation der Untertanen durch Bildung war in den Reformdebatten des späten Zarenreichs keineswegs auf die Muslime beschränkt, sie verband sich aber in ihrem Fall mit Vorstellungen einer kulturellen Russifizierung. Campbell betont, dass sich diese Diskurse letztlich um Fragen der russischen Nation drehten und besonders um ihre Fähigkeit, das Imperium kulturell zu dominieren. Aus russischer Perspektive wurde diese Frage mit der Entstehung einer reformistischen muslimischen *intelligencija* in der Wolga-Ural Region zusätzlich verschärft.

Während Campbell in den ersten drei Kapiteln die Krim und die Wolga-Ural Region in den Blick nimmt, ist das darauffolgende Kapitel mit Zentralasien einer ganz anderen Region gewidmet. Vorstellungen einer russischen Zivilisierungsmission gegenüber der muslimischen Bevölkerung waren hier aber ebenfalls wirksam und zudem durch russische Erfahrungen in der Wolga-Ural Region geprägt. Ausgehend von dem Aufstand von Andižan 1898 analysiert Campbell die Schriften und Berichte russischer Administratoren und Orientalisten. Besonders prominent figurieren die Ideen des Generalgouverneurs von Turkestan Sergej Duchovskij und des Il'minskij-Schülers Nikolaj Ostroumovskij, die beide den Islam als eine fundamentale Bedrohung für das Imperium begriffen. Die russische Expansion in Zentralasien und im muslimischen Kaukasus hatte aber auch ihrerseits Rückwirkungen auf die Islam-Politik in den inneren Provinzen des Russischen Reiches, deren administrativen Grundlagen im späten 18. Jahrhundert unter Katharina II. gelegt worden waren. Die Institutionalisierung eines muslimischen „Klerus“ sollte dem Staat den administrativen Zugriff auf die muslimische Bevölkerung sichern. Die neu eroberten Regionen blieben außerhalb dieser Struktur und stellten sie zugleich in Frage. Campbell analysiert in ihrem fünften Kapitel sehr differenziert, wie die imperiale Verwaltungspraxis in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend in Bedrängnis geriet. Trotz intensiver Debatten über die Abhängigkeit des Staates von muslimischen Geistlichen blieb eine radikale Reform nicht zuletzt auf Grund mangelnder Einigkeit in der Verwaltung aus.

Der Zeitraum zwischen 1905 bis zum Zusammenbruch des Zarenreiches im Februar 1917 wird in den letzten vier Kapiteln behandelt. Die revolutionären Umbrüche von 1905 bewirkten eine

erneute Dynamisierung der „muslimischen Frage“. So versprach die Regierung den Untertanen des Zaren im Oktober 1905 eine zaghafte Ausweitung religiöser Toleranz hin zur individuellen Gewissensfreiheit, ohne allerdings die privilegierte Stellung der Orthodoxie aufzugeben. Vor allem aber eröffneten sich durch die Liberalisierungen neue politische und publizistische Sphären, die es der muslimischen *intelligencija* ermöglichte, die „muslimische Frage“ selbst zu diskutieren. Zugleich intensivierte die Politisierung vor allem der Wolga-Ural-Muslime in der konservativen Öffentlichkeit, der zarischen Bürokratie und der orthodoxen Kirche Ängste vor dem Erstarken eines muslimisch-tatarischen Nationalismus. Der Erste Weltkrieg schien hingegen denjenigen in der imperialen Bürokratie Recht zu geben, die stets auf die Loyalität der großen Mehrheit der Muslime verwiesen hatten. Auch wenn einige Gouverneure befürchteten, dass die tatsächliche Haltung der Muslime zum Krieg kaum in Erfahrung zu bringen sei, so deuteten sie die widerstandslose Rekrutierung etwa einer halber Millionen Wolga-Ural-Muslime für die Front dennoch als Ausweis ihrer Treue. Das Innenministerium lehnte aber dennoch eine allzu offene patriotische Mobilisierung der muslimischen Bevölkerung für Russlands Krieg ab und setzte stattdessen weiterhin auf die Zusammenarbeit mit dem staatstreuen muslimischen „Klerus“. Campbell verweist mit Recht darauf, dass sich hierin der Versuch zeigt, traditionelle imperiale Strategien der Kooperation auch in Zeiten der Massenmobilisierung aufrechtzuerhalten. Allzu deutlich erwiesen sich die Grenzen dieser Strategie allerdings in Zentralasien, wo ein Rekrutierungsbefehl im Sommer 1916 in einem Aufstand der lokalen Bevölkerung gegen die russische Herrschaft mündete.

In ihrem Fazit argumentiert Campbell, dass es letztlich keine Lösung für die „muslimische Frage“ hätte geben können. Schließlich sei diese ein „set of conflicting views“ (S. 223) gewesen, die sich alle um die Frage nach der Modernisierung des russländischen Reichs gedreht hätten und damit stets um das Dilemma, dass sich ein autokratischer und imperialer Staat nicht reformieren lassen konnte, ohne seine grundlegende Struktur zu gefährden oder gar zu zerstören. Ordnungspolitisch erwies sich die konfessionelle Grundstruktur des Reiches, die sich durch eine begrenzte Toleranz gegenüber nicht-orthodoxen Gemeinden bei gleichzeitiger Privilegierung der Orthodoxie auszeichnete, als kaum überwindbar. Der große Verdienst von Campbells umfassender Studie ist es, die enge Verbindung der „muslimischen Frage“ mit den Reformdebatten des späten Zarenreichs, den Fragen nach der Vitalität der russischen Nation und der Orthodoxie systematisch herausgearbeitet zu haben. Allerdings beschränkt sich Campbells Analyse fast ausschließlich auf russische Akteure, während muslimische Perspektiven weitgehend unberücksichtigt bleiben. Viele der von Campbell behandelten Themen sind außerdem bereits in den Studien von Daniel Brower, Robert Crews, Robert Geraci, Diljara Usmanova, Paul Werth so wie jüngst Mustafa Tuna untersucht worden, so dass Campbell nur an einigen Stellen – etwa bei der Untersuchung der „muslimischen Frage“ im Ersten Weltkrieg – tatsächlich Neuland betritt. Nichtsdestoweniger ist ihre Studie eine souveräne, quellengesättigte, differenzierte und kenntnisreiche Darstellung russischen Denkens über den Islam im späten Zarenreich, in der auch die imperiale Verwaltungspraxis nicht zu kurz kommt.

FRANZISKA DAVIES

München



JGO 67, 2019/1, 164–166

Kirill Ospovat

**Terror and Pity. Aleksandr Sumarokov and the Theater of Power in Elizabethan Russia**

Brighton, MA: Academic Studies Press, 2016. XVIII, 316 S. = *Imperial Encounters in Russian History*. ISBN: 978-1-61811-472-3.

Aleksandr Sumarokov, dessen 300. Geburtstag 2017 begangen wurde, gehört neben Vasilij Tredjakovskij und Michail Lomonosov zu den Gründungsfiguren der neuen russischen Literatur des 18. Jahrhunderts. Obwohl sein Werk Texte in allen Gattungen umfasst, hat er sich einen Namen vor allem als Vertreter des Klassizismus nach französischem und deutschem Vorbild und Begründer des russischen Theaters gemacht. Seine Zeitgenossen haben ihn als „russischen Racine“ bezeichnet; seine neun – in den Jahren 1747 bis 1774 zum großen Teil für das von ihm geleitete russischsprachige Hoftheater der Zarin Elisabeth (1742–1761) geschriebenen – Stücke gelten als Muster klassizistischer Poetik und blieben bis zum Ende des Jahrhunderts kanonisches Vorbild für die weitere russische Tragödienproduktion.

Kirill Ospovat hat sich mit der vorliegenden, im Kontext des Forschungsprojekts *Drama Net – Early Modern European Drama and the Cultural Net* an der FU Berlin entstandenen Arbeit, das Ziel gesetzt, die Tragödien Sumarokovs als Stücke zu untersuchen, die trotz ihrer vermeintlichen Ahistorizität grundlegende zeitgenössische Probleme der Wechselwirkungen zwischen absoluter königlicher Macht und höfischem Adel aufzeigen und diskutieren. Insbesondere geht es dem Autor darum, ein Konzept herauszuarbeiten, um die permanent durch einen Aufruhr der Untertanen und ehrgeiziger Höflinge als gefährdet wahrgenommene absolute Machtposition zu fassen. Einerseits bemühte sich der Inhaber der Machtposition, die Furcht vor seinem Zorn durch bewusste Akte aufrechtzuerhalten etwa durch willkürliche Strafen und Terror. Andererseits versuchte er, die Liebe des Volkes durch Gesten der Großmut zu gewinnen.

Ospovat untersucht die Tragödien Sumarokovs auf breitem kulturellem Hintergrund, angefangen von der Tragödientheorie des französischen und deutschen Barock und Klassizismus (Boileau, Gottsched) und ihrer Rezeption in Russland über die europäische Staatstheorie und politische Anthropologie der Frühen Neuzeit (Macchiavelli u. a.) bis zu älteren (W. Benjamin) und neuen Forschungsarbeiten zur europäischen inklusive russischen Tragödie. Auch die Geschichte der Umstürze und Prozesse gegen (vermeintliche) politische Gegner im Russland des 18. Jahrhunderts, insbesondere der Regierungszeiten Anna Ioannovnas (1730–1740) und Elisabeths (1741–1762), wird einbezogen.

Die Arbeit ist in drei Teile und einen *Epilogue* gegliedert, die von einer Einleitung und einer Zusammenfassung umrahmt werden; eine umfangreiche Bibliographie sowie ein Namensregister, das auch Werktitel umfasst, schließen den Band ab.

Wie der Verfasser eingangs erläutert, verfolgt seine Untersuchung das Ziel, das Hoftheater des 18. Jahrhunderts als zentrale Institution einer „Kultur der Macht“ zu präsentieren und zu belegen, dass Muster von Herrschaft und Unterordnung den Hintergrund für die Tragödien Sumarokovs bilden und deren Aufbau bestimmen. Dabei betrachtet er Sumarokovs Poetik als eine europäische im politischen Kontext des Absolutismus und zeigt souverän die Verbindungen, Parallelen und Re-

zeptionslinien zwischen frühneuzeitlichen italienischen, französischen, deutschen und russischen Abhandlungen zur Tragödienpoetik und politischen Anthropologie auf.

Der erste Teil des Buches ist der Einrichtung und Bedeutung des Hoftheaters sowie der Gattung Tragödie im Europa der Frühen Neuzeit gewidmet. Tragödien galten als Gattung des hohen Stils, deren Figuren von höchstem Stand zu sein hatten, und erfreuten sich dort besonderer Wertschätzung. Ospovat zeichnet Sumarokovs Tätigkeit als Reformator des russischen Hoftheaters nach und stellt die für die Untersuchung leitenden Kategorien des „politischen Theaters“ mit seinen „scenarios of power“ (R. Wortman), der Poetik des Absolutismus und die wirkungsästhetische Funktion der Tragödie am Hof vor.

Teil 2 und 3 sind der Einzelanalyse der ersten beiden Tragödien Sumarokovs, *Chorev* (1747) und *Gamlet* (1748), gewidmet. *Chorev* gestaltet ein fiktives, in der mythischen Vorgeschichte der Rus' angesiedeltes Geschehen um den sagenhaften Fürsten und Kriegsherren Kij, dessen Bruder der Namensgeber des Stückes ist. Ein von Kij's Ratgeber überhörtes und missgedeutetes Gespräch zwischen Chorev und der am Hof lebenden Geisel Osnelda lässt den Fürsten daran glauben, dass die beiden einen Umsturz planen. Kij handelt entsprechend und führt damit die Katastrophe herbei. Geleitet von Befunden Walter Benjamins und Michel Foucaults zu Herrschafts- und Machtstrukturen der Frühen Neuzeit, zeigt Ospovat, dass dieses vermeintlich ahistorische Stück Strukturen und Verhaltensmuster an absolutistischen Höfen zeigt – etwa die Distanz zwischen Fürst und Höfling, die Bedeutung von Gerüchten und Intrigen sowie die vermeintlich ständige Gefahr eines Umsturzversuches, wie er in der russischen Geschichte des 18. Jahrhunderts mehrfach vorkam. Die mythischen Figuren der Vorzeit erweisen sich als Masken, hinter denen sich zeitgenössische Konflikte im engen Kreis um die höchste Macht im Reiche verbergen. Weiter ausgeführt werden diese Befunde am Beispiel des zweiten Stückes *Gamlet*, einer Adaption von Shakespeares *Hamlet*. Sumarokovs Version des Hamlet-Sujets akzentuiert die politische Lesart der Tragödie, die hier mit der Inthronisierung des Titelhelden und seiner Heirat mit Ofelija glücklich endet. Gamlet und sein Stiefvater, König Klavdij, erscheinen als Figuren des dynastisch rechtmäßigen, aber übergangenen Thronerben und des legitim gewählten, aber nicht aus dem früheren Herrschergeschlecht stammenden ‚Usurpators‘. Sie verweisen damit, wie Ospovat argumentiert, auf den Lebensweg der Zarin Elisabeth, die als Tochter Peters I. zweimal bei der Thronfolge übergangen wurde und schließlich 1741 mit einem *coup d'état* die Macht ergriff. Ospovat verdeutlicht die Aktualität dieser Stücke für die Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, insbesondere für den Kreis der am Hof Tätigen und Zugelassenen, die ihre eigene Geschichte und Situation im Theater wiedererkannten. Diese Teile der Arbeit sind exzellent ausgearbeitet und überzeugend argumentiert.

Nicht ganz so überzeugend fällt dagegen der im *Epilog* versuchte Beweis für die umgekehrte These aus, dass sich monarchisches Handeln dieser Zeit an literarischen Vorbildern orientierte. Als Beispiel führt Ospovat das von Friedrich II. selbst so genannte „Wunder“ an: die sofortige Einstellung aller Kriegshandlungen und den Rückzug der siegreichen russischen Truppen aus preußischen Gebieten auf Befehl Peter III., der nach Elisabeth Ende 1761 den Thron bestiegen hatte. Der neue Zar sei dem Vorbild der Alexandertragödie gefolgt und habe diesen Akt als eine demonstrative, auf die Bewunderung der Untertanen und des Auslands zielende Geste fürstlicher Großmut gegenüber einem unterlegenen, aber tapferen Feind inszeniert. Zwar ist nicht von der Hand zu weisen, dass dies mehrfach am russischen Hof aufgeführte Stück ein Vorbild für Peters Handeln gewesen sein

kann, doch hätte ich mir eine Erläuterung dazu gewünscht, warum Peters Strategie nicht das gewünschte Ziel erreichte, sondern im Gegenteil zu seinem baldigen Sturz beitrug.

Der Schlussteil resümiert die Vorgehensweise der Arbeit und nennt als ein wesentliches Ergebnis ihre Beschreibung der russischen Tragödie als einer etablierten Form zur diskursiven Präsentation einer Herrschaft, die einerseits auf der Anwendung „disproportionaler Gewalt und brutaler Repression“ als Mittel der Bestätigung monarchischer Macht und andererseits auf der Organisation von „Festszenarien der Freude und Benevolenz“ als Mittel zur Gewinnung der Herzen der Untertanen beruht. Dieser Befund entspricht einem weitverbreiteten Stereotyp zur russischen Geschichte, doch wird hier die bewusste Ausübung willkürlichen Terrors gegen (vermeintliche) Unruhestifter als Parallele zur wirkungsästhetischen Funktion der Tragödie vorgeführt, die durch das Schauspiel der Bestrafung schuldlos schuldig Gewordener die Katharsis der Zuschauer herbeiführe. Damit werden zuvor in der Forschung nicht beachtete Parallelen zwischen der Ästhetik der Tragödie und der Inszenierung politischer Macht verdeutlicht.

Die Arbeit, die sich durch einen souveränen Umgang mit den Diskursen und Institutionen europäischer Dramenpoetik und Theaterpraxis der Frühen Neuzeit auszeichnet, stellt einen innovativen Beitrag zur Erforschung des Tragödienschreibens in der russischen Kultur des 18. Jahrhunderts dar. Sie präsentiert eine neue Lesart der Sumarokovschen Tragödien im Kontext absoluter Herrschaft, in der diese als festliches Forum des Durchspielens der Spannung zwischen legitimer Herrschaft und Usurpation, monarchischer Gewalt und Aufruhr, zwischen Zar(in) und Aristokratie betrachtet wird und eine Spiegelfunktion für die gesellschaftliche Elite des Reichs erhält. Sie eröffnet mit ihrem Zugang zu Sumarokovs Tragödien, die deren zeitgenössische Aktualität hinter der Maske mythischer Vorgeschichte herausstellen, neue Perspektiven für die literatur- und kulturwissenschaftliche Erforschung des russischen Dramenschaffens und Theaters im 18. Jahrhundert.

ULRIKE JEKUTSCH

Greifswald

JGO 67, 2019/1, 166–169

**Rikskanslern Axel Oxenstiernas skrifter och brevväxling. Avd. 1. Bd 17. Brev till Erik Oxenstierna 1632–1654. Bihang: Erik Oxenstiernas brev till Axel Oxenstierna 1643–1653. Utg. av Helmut Backhaus**

[Reichskanzler Axel Oxenstiernas Schriften und Briefwechsel. Teil 1, Bd. 17. Briefe an Erik Oxenstierna 1632–1654. Anhang: Erik Oxenstiernas Briefe an Axel Oxenstierna 1643–1653. Hrsg. von Helmut Backhaus]

Stockholm: Kungl. Vitterhetsakademien, 2016. 524 S., 7 Abb. ISBN: 978-91-7402-446-3.

Was Otto von Bismarck für die deutsche Nationalgeschichte ist, ist Axel Oxenstierna (1583–1654) für die schwedische: Der Reichskanzler der Jahre 1612 bis 1654 machte Schweden-Finnland mittels zahlreicher Reformen und Militäraktionen zu einer modernen europäischen Großmacht und war nach dem Tod von König Gustav II. Adolf im Jahr 1632 alleiniger Lenker des Reiches. Auch unter

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019

der seit ihrer Volljährigkeit 1644 regierenden erratischen Königin Christina behielt er seinen Einfluss, was nicht zuletzt auf den Westfälischen Frieden 1648, die Krönung seiner Erfolge im Dreißigjährigen Krieg, zurückging. Wenige Wochen nach Christinas Abdankung im Sommer 1654 starb er. Sein jüngerer Sohn Erik (1624–1656) folgte ihm im Amt des Reichskanzlers nach, das er indes lediglich knapp zwei Jahre ausübte, bevor auch er, nur halb so alt wie sein Vater, starb.

Der anzuzeigende 17. Band der I. Abteilung des 1888 begonnenen, 1977 unterbrochenen und 1999 wieder aufgenommenen editorischen Großprojekts der schwedischen Geschichtswissenschaft „Axel Oxenstiernas Schriften und Briefe“ (AOSB) enthält die Briefe, die der Vater an seinen Sohn von dessen achtem Lebensjahr 1632 bis zu seinem eigenen Tod geschrieben hat, desgleichen Briefe des Sohnes an seinen Vater aus den Jahren 1643–1653. Besorgt hat die mustergültige Edition der deutsche Frühneuzeit- und Schwedenhistoriker HELMUT BACKHAUS, langjähriger Archivat im Stockholmer Reichsarchiv und von 1999 bis 2005 Leiter des Neustarts des Oxenstierna-Editionsprojekts, der unter der Ägide der Königlichen Akademie für Wissenschaft, Geschichte und Altertümer und des Reichsarchivs stand.

Die große Mehrzahl der Briefe, welche Axel Oxenstierna an Erik Oxenstierna geschickt hat, fallen in des Letzteren Amtszeit als Gouverneur von Estland mit Sitz in Reval, d. h. in die Jahre 1646–1653 (S. 98–334). In dieser Eigenschaft war Erik Oxenstierna, wie es in der Einleitung des Herausgebers heißt, „mit einer der schwierigsten Fragen schwedischer Ostseepolitik konfrontiert, nämlich mit der Frage, wie der Handel zwischen Westeuropa und Russland, der sich vom Ende des 16. Jahrhunderts an zu einem Großteil von der Ostsee auf die neue Eismeeroute Archangel’sk verlagert hatte, zurück in die schwedischen Häfen am Finnischen Meerbusen geleitet werden könnte“ (S. 24). Unter der umsichtigen und ständigen Anleitung seines Vaters, dies belegen dessen Briefe überdeutlich, war Erik Oxenstierna diesbezüglich überaus erfolgreich. Gemeinsam mit dem Zollinspektor für Livland, Estland und Ingermanland, Peter Heltscher (Rosenbaum), und beraten von dem in Reval ansässigen Russland- wie Persienhandelsexperten Philipp Crusius (von Krusenstiern) gelang es ihm, den Widerstand der privilegierten Hafenstadt Reval zu brechen und 1648 hier wie in Narva und Nyen eine umfassende Zollreform durchzusetzen. Deren Erfolg belegte, dass der Russlandhandel mitnichten ein Nullsummenspiel war: Zwar „kehrte“ der Handel über das Weiße Meer nicht, wie von den Oxenstiernas erhofft, mehrheitlich in den Finnischen Meerbusen „zurück“, doch stieg dort das Volumen von Waren aus dem Moskauer Staat aufgrund der jetzt günstigen Ausfuhrbedingungen deutlich an. Aus den zahlreichen Briefen des Reichskanzlers mit ihren detaillierten Anweisungen geht zum einen deutlich hervor, welchen Stellenwert man in Stockholm dem Programm einer „Derivation“ des russländischen Außenhandels weg von der Nordkap-Route beimaß. Zum anderen belegen die Briefe Axel Oxenstiernas dessen Erkenntnis, dass neben der „Umleitung“ die Erschließung neuer Warenströme Zukunftspotential aufwies.

„Unser alter Erbfeind, der Russe“, so die zeitgenössische schwedische Formel, beschäftigte den estländischen Gouverneur aber auch in anderer Hinsicht: 1651 traf der in siebenbürgischen Diensten stehende Prätendent auf den Zarenthron Timofej Ankudinov alias „Johannes Sinensis“, angeblich ein Sohn des Zaren Vasilij IV. Šujskij (1606–1610), unterwegs in diplomatischer Mission nach Stockholm in Reval ein. Mit Zustimmung seines Vaters lehnte Erik Oxenstierna die Forderung des Vojvoden von Novgorod nach Auslieferung Ankudinovs mit der Begründung ab, dessen diplomatischer Status verhindere dies. Zwar wurde Ankudinovs Diener Koska an Moskau überstellt, doch sein Herr konnte Schweden als freier Mann verlassen. Das damals ohnehin angespannte



schwedisch-moskauische Verhältnis verschlechterte sich durch die Ankudinov-Affäre beträchtlich. Sowohl Axel wie Erik Oxenstierna scheinen die Bedeutung der Angelegenheit für Zar Aleksej Michajlovič erheblich unterschätzt zu haben – im Gegensatz zum Herzog von Holstein, der Ankudinov im Folgejahr an Moskau auslieferte, wo dieser gevierteilt wurde.

Die eigentliche Edition besteht aus der Transliteration des jeweiligen handschriftlichen und mehrheitlich in schwedischer Sprache verfassten Briefes, der jeweils ein Regest vorangestellt ist, samt Hinweisen zum Fundort, Anmerkungen zu Lesarten, Zusätzen von anderer Hand, fehlenden Worten, Verschreibungen und ähnlichem sowie Erläuterungen zu genannten Personen, Orten, Daten einschließlich bibliographischen Hinweisen zur Fachliteratur. Die Editionsprinzipien werden dabei detailliert erläutert (S. 32 f.). In seiner dicht dokumentierten Einleitung geht der Herausgeber auf den Briefwechsel zwischen Vater und Sohn während des ausgedehnten Studiums des Letztgenannten in Uppsala 1633–1643 und dessen langer Bildungsreise 1643–1645 ein, die ihn nach Deutschland, in die Niederlande, nach Frankreich und nach Italien führte. Des Weiteren streift Backhaus auch Erik Oxenstiernas kurze Amtszeit als Reichsrat 1651–1654 sowie als Präsident des von seinem Vater 1651 gegründeten Kommerzkollegiums 1653–1654 (S. 7–31). Bedauerlicherweise sind lediglich sechs Briefe aus seiner Revaler Zeit an den Vater erhalten (S. 470–479).

Im Anhang des Bandes finden sich konzise „Biographische Notizen“ zu den Dramatis Personae einschließlich bibliographischen und archivalischen Hinweisen (S. 483–499), ein Quellen- und Literaturverzeichnis (S. 500–504), Angaben zu den im Band enthaltenen Abbildungen (S. 505), darunter Porträts, Brief-Faksimile und eine Karte zu Axel Oxenstiernas umfangreichem Gutsbesitz in Livland (S. 137), ein detailliertes Personen-, Orts- und Sachregister (S. 506–522) sowie eine Übersicht über die seit 1888 erschienenen Bände der Gesamtedition.

Im Rahmen der besagten Neuauflage des Oxenstierna-Projekts sind überdies drei weitere Fortsetzungsbände des temporär unterbrochenen Großvorhabens erschienen, die sämtlich zahlreiche Bezüge zur Geschichte der Osthälfte Europas aufweisen. Es sind dies zum einen zwei Halbbände mit ausgewählten Briefen des Reichskanzlers an unterschiedliche Adressaten aus den Jahren 1636–1654, verantwortet ebenfalls von Helmut Backhaus (Abt. I, Bd. 16. Stockholm 2009), sowie zum anderen zwei Bände mit Briefen an den Reichskanzler, nämlich erstens Briefe des schwedischen Gesandten in London, Sir James Spens, aus den Jahren 1613–1630 und Briefe seines Kollegen in Amsterdam, Jan Rutgers, aus den Jahren 1615–1625, beide herausgegeben von dem Lundenser Latinisten Arne Jönsson (Abt. II, Bd. 13. Stockholm 2007), und zweitens sämtliche Briefe des schwedischen Top-Diplomaten Johan Adler Salvius, des Vertrauten des Reichskanzlers beim Friedenskongress in Münster und Osnabrück, aus den Jahren 1613–1646, ediert von Helmut Backhaus und dem 2008 verstorbenen Hauptarchivar des Reichsarchivs Per-Gunnar Ottoson (Abt. II, Bd. 14. Stockholm 2012). Der Inhalt sämtlicher genannter Bände des Oxenstierna-Projekts ist überdies Bestandteil der auf der Website des Reichsarchivs befindlichen umfangreichen Datenbank „Axel Oxenstiernas skrifter och brev“ (<https://sok.riksarkivet.se/oxenstierna>). Diese enthält auch Ergänzungen zu den 37 Bänden der Printedition der Jahre 1888–1977, leider nicht deren integralen Text.

Die umfangreiche Korrespondenz Axel Oxenstiernas, dies dokumentiert nicht zuletzt der Briefwechsel mit seinem Sohn Erik in dessen Amtszeit als Gouverneur von Estland, ist nicht nur eine zentrale Quelle zur Geschichte der Großmacht Schweden-Finnland im 17. Jahrhundert. Vielmehr zeigt sie, welch hoher Stellenwert dem Moskauer Staat im Weltbild und strategischen Denken des langjährigen schwedischen Reichskanzlers zukam. Dass sein von ihm selbst akribisch angeleg-

tes Privataarchiv, das heute im Stockholmer Reichsarchiv 500 Bände umfasst, erhalten ist, erweist sich für die internationale Frühneuzeit-Historiographie als seltener Glücksfall.

STEFAN TROEBST

Leipzig

JGO 67, 2019/1, 169–171

Larry E. Holmes

**Stalin's World War II Evacuations. Triumph and Troubles in Kirov**

Lawrence, KS: University Press of Kansas, 2017. XIV, 231 S., 2 Ktn., Abb. = Modern War Studies. ISBN: 978-0-7006-2395-2.

L. E. Holmes' Forschungsschwerpunkte liegen in der sowjetischen Geschichte, in der Bildungs- und Schulpolitik, zuletzt konzentriert auf das Gebiet (oblast') und die Stadt Kirov in Nordrussland. Die Untersuchungen der letzten Jahre haben auch mit dem Thema der vorliegenden Monographie zu tun. Sie befassen sich mit der Geschichte einer Elite-Schule in Kirov in der Stalinzeit und mit der Evakuierung und dem Überleben des Pädagogischen Instituts von Kirov in der abgelegenen Kleinstadt Jaransk, Gebiet Kirov, während und nach dem Krieg (L. E. Holmes: *Kirov's School no. 9. Power, Privilege and Excellence in the Provinces, 1933–1945*. Kirov 2008 [in deutschen Bibliotheken offenbar nicht vorhanden]; siehe dazu die Rezension von Laurent Coumel in: *Histoire de l'Éducation* 131 [2011], S. 101–103; L. E. Holmes: *War, Evacuation, and the Exercise of Power. The Center, Periphery and Kirov's Pedagogical Institute 1941–1952*. Lanham, MD 2012).

Die vorliegende Arbeit versteht sich als eine Lokalstudie, gestützt vor allem auf Zeugnisse vor Ort und die Archivalien des Gebiets und der Stadt Kirov. Den Verfasser interessieren die Praktiken der Evakuierung sowie die Aufnahme der zum Teil deportierten (Polen, Esten) und der vor allem aus Leningrad und Moskau evakuierten Menschengruppen, Institutionen und Unternehmen in der Stadt und Region Kirov.

In der Einleitung liefert Holmes einen Überblick über die von ihm sehr geschätzten Studien zur lokalen Geschichte. Insgesamt ist die Literatur über die Evakuierungen, deren Erfolg die sowjetische Historiographie einst über die Maßen gelobt hat, eher spärlich (Bernd Bonwetsch: *Der Große Vaterländische Krieg*, in: *Handbuch der Geschichte Russlands*. Band III. Hrsg. von Gottfried Schramm. 2. Halbband. Stuttgart 1992, S. 957–961).

Die Schätzungen der evakuierten Bevölkerung bewegen sich in Größenordnungen zwischen 16,5 und 25 Millionen. Die Bevölkerung der aufnehmenden Städte stieg zum Teil um über 30 Prozent. Dies gilt auch für die Stadt Kirov. Die Zahlenangaben für die Stadt und das Gebiet Kirov sind nicht besonders präzise. Für die Region werden sie mit insgesamt bis zu 800.000 Personen angegeben (S. 57), 1941 lag ihre Zahl bei etwa 250.000. Die Stadt nahm 1941 etwa 56.000 Personen auf. 1941/42 sollen insgesamt 115 Industriebetriebe in der Region angesiedelt worden sein (S. 47).

In zunächst chronologischer Ordnung werden in den ersten Kapiteln der Transport, die Ankunft und Unterbringung und die Regeln für die Versorgung vorgestellt. Die Evakuierten bildeten

bei allen Unterschieden in der Versorgung eine besondere Statusgruppe, für die andere Regeln als für die übrige Bevölkerung galten. Gegen die triumphalistischen (post-)sowjetischen Darstellungen über die Evakuierung werden hier die Desorganisation, das Chaos, die Unterversorgung und nicht zuletzt die Spannungen zwischen der einheimischen und der zugewanderten Bevölkerung hervorgehoben. Neue und alte Bewohner konkurrierten um alle Ressourcen, um Lebensmittel, Heizmaterial, auch um (günstige) Arbeitsplätze und vor allem um die Zuteilung von Wohnungs- und Arbeitsräumen. Besonders elend muss die Lage der in die Dörfer geschickten Evakuierten gewesen sein. Manche Institutionen (und ihr Personal) wie das Pädagogische Institut wurden in die völlig unterversorgten Kleinstädte abgeschoben. Sie hatten zentralen, aus Moskau oder Leningrad kommenden Institutionen wie dem Leningrader Gorkij-Theater oder den Verwaltungen der Volkskommissariate für Bildung (NKPros) und für Forstwirtschaft (NKLes) Platz zu machen. Diese Einrichtungen und ihr Personal vertrieben nicht nur einheimische Einrichtungen aus ihren Gebäuden, sondern nahmen vor dem Hintergrund allgemeiner Not Privilegien für sich in Anspruch. Zudem ruinierten sie die Gebäude, die sie 1944/45 in einem verwahrlosten Zustand zurückließen. (Zu den Gründen dieser Vandalisierung äußert sich der Autor nicht.) Es bleibt in der Darstellung zudem unklar, ob sich eine Art privilegierter Solidargemeinschaft zwischen den lokalen und zugereisten Eliten etablierte. Zu den Besonderlichkeiten der Situation gehörte, dass unter den vielen mit Mühe überlebenden Kinderheimen in der Region ausgerechnet ein Heim mit spanischen Kindern (der Emigranten des spanischen Bürgerkrieges) besondere Privilegien genoss und – nach Maßstäben der Zeit – geradezu in Saus und Braus lebte. Dies galt auch für die Mitarbeiter des Leningrader Theaters und manche Angehörige der Volkskommissariate.

Wie in seinen anderen Studien geht es dem Autor auch darum, an dem Gegen- und Miteinander der Akteure – Behörden vor Ort und in Moskau, aber auch der Menschen vor Ort – bürokratische Abläufe als einen ständigen Kampf oder auch als Aushandlungsprozesse vorzustellen. Die lokalen Instanzen zeigten sich in den Auseinandersetzungen, die Holmes vorstellt, keineswegs nur als verängstigte Befehlsempfänger. Einerseits nahmen sie die Inanspruchnahme von Privilegien mancher zentraler Institutionen wie des NKPros und des NKLes offenbar widerspruchslos hin (oder profitierten vielleicht von ihnen). Andererseits zeigt Holmes am Beispiel der Ansiedlung strategisch wichtiger Unternehmen wie eines Reifenbetriebs oder anderer Betriebe vor allem aus Moskau und Leningrad, dass Direktiven aus Moskau keineswegs umstandslos durchgeführt wurden, sondern in einem Dschungel rivalisierender Interessen und Intrigen verzögert und sabotiert werden konnten (Kap. 7 und 8). Wie bekannt, schloss die Kommandowirtschaft insbesondere unter den Bedingungen des Krieges Chaos, Betrügereien aller Art, Kompetenzgerangel und Inkompetenz nicht aus.

Insgesamt betont die Arbeit anhand der lokalen Materialien das Elend der meisten Evakuierten, die Überlebensstrategien auf unterstem Niveau und die diffusen und intransparenten Handlungsweisen der lokalen (und zentralen) Instanzen. Die Darstellung bleibt allerdings in der Beschreibung der Symptome stecken, ohne weitere Folgen daraus zu ziehen. Die Perspektive „von unten“ und „vor Ort“ zeigt die Kosten auf und lässt erkennen, was die Bevölkerung im Hinterland zu ertragen hatte. Diese Perspektive reicht aber nicht aus, die Bedeutung der Evakuierungen von Mensch und Material für die Kriegsführung einzuschätzen. Um diese Frage wenn nicht zu beantworten, so doch als Problem deutlich zu machen, hätte man mehr über die ökonomischen Aspekte der Evakuierung und über die Leistungsbilanz der evakuierten Betriebe erfahren müssen. Die „troubles“ werden

sehr anschaulich vorgestellt. Worin der „triumph“ bestehen soll und für wen er gelten mochte, wird nicht weiter erläutert.

DIETRICH BEYRAU

Tübingen

JGO 67, 2019/1, 171–173

Aron Shneyer

**Pariahs among Pariahs. Soviet-Jewish POWs in German Captivity, 1941–1945.**

Transl. from the Russian by Yisrael Cohen.

Jerusalem: Yad Vashem Publisher, 2016. 595 S., Tab. ISBN: 978-965-308-522-0.

Sowjetische Kriegsgefangene bildeten die zweitgrößte Opfergruppe der nationalsozialistischen Herrschaft in Europa. Die Erforschung ihres Schicksals ist indes, gerade was die besetzten Gebiete in der ehemaligen UdSSR anbelangt, noch lückenhaft, und dies über 25 Jahre nach der ersten Öffnung relevanter Archive in Osteuropa. Dabei war der deutsche Umgang mit sowjetischen Kriegsgefangenen mit der gesamten Besatzungs- und Vernichtungspolitik einschließlich des Holocaust verweben. Dafür sorgte bereits das deutsche Feindbild des „jüdischen Bolschewismus“. Tatsächlich wurde 2005 in der Zeitschrift *Kritika* eine Debatte darüber angestoßen, inwieweit von Wehrmacht und SS ab Sommer 1941 ermordete kriegsgefangene jüdische Rotarmisten die ersten Opfer des eigentlichen Holocausts darstellten. Auch wenn seinerzeit die Gegenargumente gegen diese zeitliche Festlegung überzeugend ausfielen: Unbestritten blieb und bleibt, dass die Überlebenschancen kriegsgefangener Angehöriger der Roten Armee, die entweder Juden waren oder nur für welche gehalten wurden, erschreckend gering waren, weitaus geringer noch, als die nichtjüdischer Gefangener. Angaben über die Gesamtzahl sowjetischer jüdischer Kriegsgefangener in deutschen Händen schwanken zwischen 55.000 und 85.000 Personen. Offizielle sowjetische Statistiken registrierten 4.762 jüdische Kriegsgefangene, die sich nach dem Krieg in die UdSSR repatriieren ließen. Dazu mögen einige Hundert Überlebende kommen, die im Westen verblieben (S. 202, 369). Legt man diese ungefähren Zahlen zugrunde, haben nicht einmal zehn Prozent jüdischer Rotarmisten und Rotarmistinnen ihre Gefangenschaft bei der Wehrmacht überlebt. Für sowjetische Kriegsgefangene insgesamt lag die Sterblichkeit bei rund der Hälfte.

Aron Shneyer, Mitarbeiter der Halle der Namen in Yad Vashem, vermag es auf der Grundlage einer Vielfalt sehr unterschiedlicher Quellen, die besondere Dramatik, die das Schicksal sowjetischer jüdischer Gefangener prägte, eindringlich vor Augen zu führen. Er fügt in einer detaillierten Beschreibung von vielen Verbrechen und wenigen Rettungstaten unter anderem Zeugnisse von deutschen Behörden und Militärs, sowjetischen Untersuchungskommissionen sowie von Überlebenden, Angehörigen oder anderen Zeitzeugen zusammen. Die vorliegende englische Ausgabe stellt eine überarbeitete und umstrukturierte Übersetzung einer russischsprachigen Arbeit des Autors über sowjetische Kriegsgefangene von 2005 dar. Kürzungen in der Übersetzung betreffen vor allem Ausführungen zur allgemeinen Geschichte sowjetischer Kriegsgefangener. Hier hätte Shneyer gerne

noch mehr Generalia auslassen können. In der Literatur findet man längst genauere Darstellungen von Strukturen und Verantwortlichkeiten im deutschen Kriegsgefangenenwesen sowie konzisere Überblicke über die sowjetischen Gefangenen. Es fällt ohnehin auf, dass Shneyer die relevante, für die Thematik unverzichtbare deutschsprachige Forschungsliteratur nur selektiv und oberflächlich rezipiert. Dies gilt beispielsweise für die wichtigen Erkenntnisse des Münchner Großprojekts zur Wehrmacht in der NS-Diktatur, aber auch für Spezialstudien zum Kommissarbefehl und zu den sogenannten Aussonderungen von Gefangenen. Dabei stellen gerade diese Komplexe für Shneyer Kernbereiche des deutschen „Kriegs gegen die Juden“ in der Roten Armee dar (S. 197–289).

Die Frage, ob man das Schicksal sowjetischer jüdischer Kriegsgefangener vor allem als Aspekt des Holocaust, als Dimension des deutschen Vernichtungsfeldzugs gegen die UdSSR und ihre Armee oder, zumindest teilweise als besonders düstere Periode der Geschichte der Juden in Russland bzw. der Sowjetunion analysiert, scheint in der Darstellung letztlich nicht entschieden. Der Autor erinnert zu Recht daran, dass die Wehrmacht kriegsgefangene jüdische Angehörige der westalliierten Armeen gegenüber ihren nichtjüdischen Kameraden hinter Stacheldraht im Ganzen nicht schlechter stellte. Er schreibt dies überzeugend klaren Forderungen oder Warnungen der entsprechenden Regierungen in Washington, London und auch Paris bzw. Vichy, darüber hinaus der weitgehenden Solidarität der jeweiligen Mitgefangenen zu (S. 68–82). Jüdische Gefangene der polnischen Armee genossen diesen doppelten Schutz weniger. Viele wurden ab Ende 1939 jedoch in ihre Heimat entlassen, sofern diese unter deutscher Besatzung stand. Im Ergebnis führte dies allerdings nur dazu, dass sie als Zivilisten der deutschen Vernichtungspolitik zum Opfer fielen.

Auf der anderen Seite der Grenze von 1939/1941 starben polnische Juden in den politisch motivierten Mordaktionen des Stalinismus gegen polnische Offiziere. Doch generell war auch ein sowjetischer Antisemitismus in verschiedener Hinsicht für Leben und Sterben jüdischer Rotarmisten in deutscher Gefangenschaft mit von Bedeutung. Daher widmet Shneyer diesem sensiblen Komplex einigen Raum.

Mit Blick auf die Überlebenschancen jüdischer Gefangener in deutscher Hand macht der Autor deutlich, dass jüdischen Gefangenen aus der UdSSR gegenüber dem deutschen mörderischen Regime oft genug der Rückhalt ihrer Kameraden fehlte. Direkter Verrat durch Mitgefangene, zusätzliche Misshandlungen durch kriegsgefangenes Lagerpersonal sowie, in weiterem Zusammenhang, fehlende Hilfsbereitschaft durch die Zivilbevölkerung umliegender Ortschaften trafen stigmatisierte und/oder besonders gefährdete Kriegsgefangene schwer. In derlei Verhaltensweisen konnten sich latente antisemitische Stimmungen manifestieren, die in der sowjetischen Gesellschaft 1917 keineswegs schlagartig ausgestorben waren. Shneyers ausführliche Diskussion von Karrieren sowjetischer Juden in Partei, Staat und Armee sowie die Dokumentation von militärischen Leistungen und Auszeichnungen jüdischer Soldaten lassen den Leser allerdings mit der Frage allein, inwieweit die zusammengetragenen Fakten antisemitische Einstellungen widerlegen oder einige stereotype zeitgenössische Erklärungsmuster illustrieren sollen. Ohnehin trug die sowjetische politische und militärische Führung in den dreißiger Jahren sowie in den Kriegsjahren wenig dazu bei, antisemitische Vorstellungen oder Unterströmungen im Land entscheidend zu bekämpfen. Bezeichnenderweise mussten sich die wenigen jüdischen Überlebenden nach dem Krieg vielfach gegen den Verdacht wehren, dass sie selbst nur durch Verbrechen und Verrat am Leben geblieben seien.

Unabhängig von dieser Vorgeschichte zielte natürlich die aggressive deutsche Propaganda darauf, unter den Gefangenen Judenfeindlichkeit zu generieren oder zu fördern. Für Verhaltens-

weisen der nichtjüdischen Gefangenen und Einwohner lässt sich letztlich nur im Einzelfall klären, ob jeweils antisemitische Vorbehalte durchbrachen oder rücksichtslose Überlebensstrategien auf Kosten Schwächerer verfolgt wurden. Wachmannschaften oder Lagerkommandanten spielten immer wieder zynisch gezielt Juden gegen Nichtjuden aus, indem sie beispielsweise Besserstellungen von der Auslieferung von Juden, Kommissaren oder anderen missliebigen Gefangenen abhängig machten. Angesichts der deutschen Kriegsgefangenenpolitik gegenüber sowjetischen Gefangenen hätten solidarische Verhaltensweisen mehr Mut und Kraft erfordert, als viele Menschen aufbringen konnten. Shneyer dokumentiert auch solche Beispiele.

Insgesamt gelingt es dem Autor, Bandbreite, Komplexität und facettenreiche Problematik des Gesamtthemas aufzuzeigen. Die intensiv ausgewerteten Augenzeugen- und Erinnerungsberichte, von denen ein Teil abgedruckt ist, bringen die meist schrecklichen Erfahrungen individueller sowjetischer jüdischer Kriegsgefangener immer wieder nachdrücklich nahe. In dieser spezifischen Vermittlung, die zugleich zu weiteren analytischen Forschungen herausfordert, liegt in meinen Augen der besondere Wert der Publikation.

ANDREAS HILGER

Moskau

JGO 67, 2019/1, 173–175

Iryna Kashtalian

**The Repressive Factors of the USSR's Internal Policy and Everyday Life of the Belarusian Society (1944–1953)**

Wiesbaden: Harrassowitz, 2016. XIII, 345 S. = Historische Belarus-Studien, 5.

ISBN: 978-3-447-10564-4.

Iryna Kashtalian's book on the repressive state policy of late Stalinism focuses on its distinctive features in Soviet Belarus and the life of the laymen under it. It appeared within the Studies in Belarusian History series founded by Thomas Bohn (Justus-Liebig University Gießen) and launched by Harrassowitz publishers.

Perhaps more than any other, Kashtalian's study has to be considered within the context it arose. In Belarus, the effects of Stalinism, as well as of the Soviet repressive policies by no means belong to the past. To this, one finds plentiful arguments in the book. On the one hand, they emerge in the personal author's story: Kashtalian was hindered from defending and publishing her doctoral dissertation, which forms the basis for the book, in Belarus as the guild of pro-state historians denounced the subject as inappropriate. On the other hand, they appear in the stories of the interviewees Kashtalian spoke with – witnesses of late Stalinism. After fifty years of silence, the majority of them still hesitate to reveal the slightest sign of dissent or to call the repressive institutions by their names (pp. 31–33).

Kashtalian refers extensively to archival sources, first of all to the recently declassified fond of the Central Committee of the Belarusian Communist Party in the National Archives of Belarus.

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019



Her main source, however, are semi-structured oral history interviews that author recorded in March 2009. They are supplemented by the study-related selected testimonies from the *Zwangsarbeit 1939–1945* Archives and the Visual History Archive of the USC Shoah Foundation. Kashtalian is the first to use the oral history sources for the history of late Stalinism in Belarus on such a scale.

The case of the Belorussian Soviet Socialist Republic (BSSR) in the last years of Stalin's rule points very clearly at the heterogeneity of the Soviet society. Re-united in September 1939, after the 'emancipatory' march of the Red Army onto the territories of the Second Polish Republic, Belarus became simultaneously the western border of the USSR. After spending three years (June 1941 to August 1944) under Nazi occupation the surviving population automatically fell into the category of suspects. Right after the war, three interrelated processes were taking place in the BSSR. Firstly, the repressive mechanisms restarted despite the hopes and expectations of the 'victorious' Soviet people, who believed to merit a better life by its sacrifice. Secondly, the loyalty of the newly acquired territories was gained by the carrot and stick method. And thirdly, the merging of the old and the new Soviet lands took place, or, to put it in a nutshell, the West and the East of the USSR encountered. This encounter summoned numerous conflicts, visible not only on the level of politics and ideology but, most importantly, in the everyday life of the post-war society. The Westerners held on their religiosity, bounds to the land, and the sense of domestic economy. Being aware of the greater scale of the suffering they had to go through, the Easterners glanced down at those from the West, yet simultaneously envying the latter's relative wealth.

Westerners became a new category of citizens in Soviet Belarus. Together with traitors – repatriates or captives – and war veterans they deranged the established socialist hierarchical structure of the society (workers, peasants, and the intelligentsia), which Iryna Kashtalian studies in the first major chapter of her book. In 1945, not more than 17 percent of the BSSR population lived in cities, the prevailing majority was rural (p. 37). The intensive industrialization of the republic radically changed the social structure of the Belarussian society within the next two decades. The national composition of the state was subjected to a significant change too. The Jewish minority lost its cultural influence: Jews who survived the Holocaust faced repressions, discrimination, and accusation of cosmopolitanism (pp. 81–82). In Minsk, one of the centers of Yiddish-speaking culture, the Belarussian State Jewish Theater, was liquidated in 1949. Labor forces from the BSSR were sent to raise the industry in other parts of the Union, and workers from Russia and Ukraine came to Minsk and other emerging industrial centers in Belarus. Teachers too were recruited from outside of the republic, and thus they virtually lacked a common language with the pupils, this resulted in the poor quality of education (pp. 72–74). Notably, as to the Jewish cosmopolitanism, the "surveillance to the West" was ascribed to the Belarussian intellectuals (mainly from the west of the country) who sought to value national instead of socialist culture (p. 79).

Chapter two describes day-to-day routine of the Soviet Belarussian people or "the rituals of the everyday life of the Communist world" as Karl Schlögel put it (*Archäologie des Kommunismus oder Russland im 20. Jahrhundert. Ein Bild neu zusammensetzen. Erweiterte Fassung eines Vortrags, gehalten in der Carl-Friedrich-von-Siemens-Stiftung am 8. Mai 2013. München, 2014, p. 102*). It considers marriage relations, abortions, housing issues, and taxation as well as moonshining, bribing, and other petty criminal practices. Comparing to other national republics, the BSSR's cities, towns, and villages were destroyed drastically by the war. Thus, its housing stock decreased to the one-fifth of that before the war (pp. 37 and 191). The harvest failure of 1946 affected only southern regions of

the BSSR, and famine was not experienced there on such a scale as in the southern republics, yet essential food shortages were common for the whole post-war period. The scarcity of food, goods, and housing generated a rise of crime rates and undermined traditional peasant morality (for literary accounts Vasil' Bykaŭ: *Ablava* [The Raid], Minsk 1989, in German: *Die Treibjagd*. Berlin, 1995). Being brought up with the deep conviction that the other's property is inviolable, peasants now had to steal from the collective farms, because otherwise their families would starve (pp. 223–224). The post-war Soviet society, as Elena Zubkova has noticed, was a women's society: the life of millions of women was broken in the course of the war and yet women preserved the "vital capacity of the society" (Elena Zubkova: *Poslevoennoe sovetskoe obščestvo. Politika i povsednevnost' 1945–1953*. Moskva, 2000, p. 24). This vitality, as Kashtalian shows, had a dramatic cost of raising and feeding large families alone and without state support, of experiencing illegal abortions, and of being discriminated at the working place (pp. 155 and 185–187).

The third chapter paves its way through the whole complexity of the surviving strategies under the repressive mechanisms of the totalitarian state: accepting, adopting to, or withstanding the impoverishment, individual unfreedom, and national constraints. Here too, the heterogeneity of such strategies is striking, but they have one aspect in common: the reaction occurred only when the borders of the accustomed world of the individual or community had been disturbed (p. 228 and passim). Exhausted by the years of war and repressions, the population was ready for compromise, even if it had to be made with a totalitarian state. It is no wonder that the socialism after Stalin was generally positively taken in the BSSR.

The study could have benefited from a historical map since borders and the geographical location defined the everyday life of the society to a significant extent. Without it, even a generally conversant with the field reader can experience problems with the localization of towns, districts, and villages mentioned in the study.

The recent socialist past in Belarus lays on a shifting watershed line between civil society, including some of the professional historians, on the one side, and the authorities on the other side. In the internal conflict, the different interpretations of Soviet history – condemning versus glorifying – assist the political quarrels too frequently. Iryna Kashtalian does not take any of the sides. She took her task to write a comprehensive and meticulous history of the Belarusian society of late Stalinism very seriously, and she succeeded considerably in her efforts.

TATSIANA ASTROUSKAYA  
Marburg

*Außerdem wurden auf recensio.net Besprechungen in rein elektronischer Form als jgo.ereviews 2018, 3 zu folgenden Büchern veröffentlicht:*

Rita Aldenhoff-Hübinger: Europa vertikal. Zur Ost-West-Gliederung im 19. und 20. Jahrhundert.

(KURT SCHARR)

Arnd Bauerkämper, Grzegorz Rossoliński-Liebe: Fascism without Borders. Transnational Connections and Cooperation between Movements and Regimes in Europe from 1918 to 1945.

(WIM VAN MEURS)

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2019